UNA VOCE-KORRESPONDENZ

Herausgeber: UNA VOCE Deutschland e.V.

2. Jahrgang, Heft 4 Juli/August 1972

Die betrogene Generation

Von Ulrich Lange

Es gibt in allen Bereichen einen gewissen Gewöhnungseffekt. Außerdem sind viele Menschen nicht intelligent genug, um Gesamtsituationen und sich abzeichnende geschichtliche Vorgänge nachträglich — und schon gar nicht während ihres Ablaufes — beurteilen zu können. Ein Großteil aber aller Menschen ist grundsätzlich und von vornherein opportunistisch eingestellt, er wird stets mit den Wölfen heulen, mit dem Strom schwimmen, wird immer und überall versuchen, mit der Butterseite nach oben zu kommen, wird sich allen Richtungen, jedem wirklichen oder vermeintlichen Trend, jeder Mode usw. anpassen.

Freilich werden bei einem allzugroßen Hick-Hack innerhalb einer Lebensspanne die eigentlich humanen — und dazu gehören vor allem auch die religiösen — Werte im Gesamtbewußtsein zugrunde gehen, werden überlieferte religiöse Gewohnheiten, die für den Durchschnittsmenschen Stütze, Trost und Mahnung waren, erlöschen und durch billigste Ersatzformen aufgefüllt werden.

Berechtigte Wandlungen und Reformen vollziehen sich ständig auf allen Gebieten fast unbemerkt, wie von selbst. Selten bedarf es größerer Eingriffe; diese aber zerstören, wenn sie nötig sind, auch im Sekundärbereich — etwa der Religion — keineswegs die Substanz. Im Gegenteil! Sie schützen, reinigen, klären diese ab. Geschieht es anders, muß es zur Identitätskrise kommen.

Kann man ernsthaft behaupten wollen, daß vorher und früher — vor zehn bis zwanzig Jahren — alles falsch gewesen sei? Kann man erwarten, daß auf dem Hintergrund der totalen Veränderung im äußeren Bereich die Menschen widerspruchslos den Innenbereich nach wie vor dann stehen lassen? Dies doch wohl um so weniger als manche der äußeren Änderungen deutlich zugleich vernunftswidrige Züge zeigen: z. B. das praktische Verschwinden

des Lateinischen zugunsten einer Unzahl von Landesliturgien im Zeitalter der offenen Grenzen, einer Massentouristik und von Millionen Fremdarbeitern!

Außerdem: Wer kann die Übergänge zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem — auch z. B. bei Übersetzungen bzw. Neuinterpretationen — wirklich so genau ziehen?

Schließlich werden trotz allem die großen Linien als Gebot, Verbot oder Duldung von der offiziellen Amtskirche gezogen. Sie ist also keineswegs primär das arme duldende Opfer, sie ist in diesem Sinne nicht die Verfolgte, eher die Verfolgende. Wenn ihr dabei oftmals einiges über den Kopf wächst, dann ist dies schlicht die Folge vorherigen Verhaltens, Folge früherer Maßnahmen. So sind andererseits viele, die heute in der Kirche Übles treiben, viele, die versagen, viele, die aufgeben, bis zum gewissen Grade tatsächlich die Opfer.

Es ist doch wirklich so, was früher unter Todsündendrohung verboten war, wird heutzutage häufig genug in Liturgie und Pastoral verlangt.

Für begründete Änderungen disziplinärer Art, die abgewogen und sparsam erfolgen, wird und muß man jederzeit Verständnis haben, vielleicht bei solcher Gelegenheit manchmal erleichtert aufatmen. Wenn aber buchstäblich alles und jedes auf den Kopf gestellt wird, vom äußeren Betrachter her gesehen kaum mehr eine Ähnlichkeit mit dem früher eifrig Verteidigten festzustellen ist, das Einstige jetzt ebenso untersagt und unterdrückt wird, wie es vorher geboten wurde, dann hört beim besten Willen und bei größter Geduld Gemütlichkeit und Verständnis auf.

Das Mittelalter kannte den Begriff der Treue, der gegenseitig von unten nach oben aber auch von oben nach unten verpflichtete. Wurde Treue vom Herrn gebrochen, dann war der Lehnsmann seinerseits jeder weiteren Verpflichtung bar. Die Amtskirche hat auch eine Verpflichtung der Treue gegenüber den Gläubigen. Dies sollte endlich und mit allen Konsequenzen begriffen werden. Deutlich besteht ein Defizit und eine Restitutionspflicht an dieser notwendigen Treue. Das Märchen von der schnellebigen Zeit darf nicht zum fadenscheinigen Alibi einer permanenten Neuerungsstrategie werden, welche zugleich die mit den Begriffen Treue und Heimat verbundenen Inhalte radikal und restlos aus dem Bereich der Kirche verbannt. Wer noch unvoreingenommen genug ist, wer nicht dem Gewöhnungseffekt selbst anheimgefallen ist, wer noch ein wenig Augenmaß bewahrt hat, der begreift, daß das in der Überschrift genannte Wort von der betrogenen Generation keine Übertreibung oder Einseitigkeit darstellt, vielmehr nüchterne Bestandsaufnahme bedeutet. Das Zumutbare scheint lange überschritten zu sein. Es ist sicher kein Zufall, daß auch unter den ständigen Berufskritikern bisheriger

kirchlicher Zustände die Zufriedenheit keineswegs zugenommen, vielmehr weiterhin abgenommen hat, die Laien als sich artikulierende Gruppe in der Kirche immer unzufriedener, die Ordensberufe immer geringer, der Priesternachwuchs immer stagnierender wird. Es bleibt auch nicht aus, daß unter den gegebenen Umständen die Reduzierer nach einem Bleibenden suchen, das ihnen unter der Hand immer dünner, immer weniger gewichtig, immer geringer wird, das sich schließlich in allgemeine humanitäre Phrasen aufzulösen droht. Eine betrogene Generation, und das gilt vor allem für die im kirchlichen Dienst Stehenden, fordert Rechenschaft! Die Einbußen an Einfluß in der Öffentlichkeit, der rapide Rückgang an Kirchgängern, der Verlust an Glaubwürdigkeit, der radikale Vertrauensschwund erhalten erst unter Berücksichtigung der Tatsachen ihren richtigen Stellenwert.

Die vermessentliche, allzu rasche Berufung für die vielen Änderungen und Neuerungen, die inzwischen Legion geworden sind, auf den Heiligen Geist, hat bei nüchterner Betrachtung schon deshalb wenig Gewicht und Überzeugungskraft, weil eine durch Jahrhunderte gehende kirchliche Tradition ganz sicher auf die Wahrheit des Geistes größeren Anspruch erheben darf. Ein geschichtlich wohl bisher einmaliger und unerhörter Vorgang: Treue zur Kirche muß nun — anders als im sogenannten Dritten Reich — nicht nur mit wachsender doppelter äußerer Diffamierung, einer im nichtkirchlichen (und nichtchristlichen) Bereich und einer in der, soweit noch vorhanden, sehr welthaft gewordenen Kirchengesellschaft, sondern obendrein auch noch mit einer kaum mehr zu vermeidenden Emigration nach innen bezahlt werden. Und das ist schlimm.

Die Kirchenmusik nach dem 2. Vatikanischen Konzil

Von Georg May

Auf der UNA-VOCE-Tagung in Düsseldorf am 17. Juni 1972 sprach Prof. Dr. Georg May über dieses Thema. Es war eine Umarbeitung eines Vortrages, den er auf einem Symposion der Consociatio Internationalis Musicae Sacrae, das vom 4. bis 9. April dieses Jahres in Salzburg stattfand, gehalten hatte. Dieses von Vertretern 11 verschiedener Nationen besuchte Symposion war von Prof. Dr. Johannes Overath einberufen und befaßte sich mit dem Thema „Die liturgische Musik in den Kathedralen, Abteikirchen und ecclesiae maiores nach dem Vaticanum II". Prof. May referierte im Rahmen dieser Tagung „Zur liturgisch-musikalischen Rechtslage". Das

Verbandsorgan „musica sacra" des Cäcilienverbandes (Juli/August 1972, S. 176) berichtet über dieses Treffen und meint zu den Ausführungen von Prof. May, daß „eine den Konzilsdekreten widersprechende Tendenz in der neueren liturgisch-musikalischen Gesetzgebung entstanden" sei und fährt dann fort: „Der Eindruck wurde nur bestätigt durch die Berichte der Domkapellmeister von Aachen, Berlin, Beuron, Mostar, München, Poznan, Regensburg, Salzburg, Warschau, Wien und Zagreb."

Da die Referate dieses 2. Symposions der Consociatio demnächst in einem besonderen Tagungsbericht erscheinen, geben wir von dem Düsseldorfer Vortrag Prof. Mays im folgenden nur die Zusammenfassung wieder und die Kommentierung zur Notificatio vom 14. Juni 1971, die uns besonders bemerkenswert erscheint. Nach dem Erscheinen des Tagungsberichtes werden wir in der UVK eine ausführliche Besprechung bringen.

Die Notificatio vom 14. Juni 1971

Am 14. Juni 1971 erließ die Kongregation für den Gottesdienst eine „Bekanntmachung" (Notificatio) über das Missale Romanum, das Stundengebet und den Kalender[1]. Die schlichte „Notificatio" nimmt in Anspruch, für die gesamte lateinische Kirche Normen zu setzen, für die die päpstliche Approbation eingeholt wurde[2]. Es ist wohl kein Zufall, daß die Notificatio in keiner ihrer sieben Anmerkungen mehr auf die Liturgiekonstitution verweist. Denn sie läßt diese in mehrfacher Hinsicht völlig beiseite. Die Notificatio stellt für die mit dem Volk gefeierten Messen lapidar fest, daß die Bischofskonferenzen das Recht haben, über den Gebrauch der Volkssprache in jedwedem Teil der Messe zu entscheiden (Nr. 4, 1). Das Zweite Vatikanische Konzil hatte die Landessprache grundsätzlich nur für Teile der Messe zugelassen, nämlich jene, die dem Volk zukommen (SC Nr. 54). Nach der Notificatio kann in Messen ohne Volk jeder Priester entweder die lateinische oder die Landessprache verwenden (Nr. 4, 2). Auch damit setzt sich die Notificatio in Widerspruch zu dem Konzil. Dieses gestattete die Landessprache nur für Meßfeiern mit dem Volk (SC Nr. 54). Bei der Zelebration ohne Volk war die lateinische Sprache vorgeschrieben. Immerhin erinnert die Notificatio die Ortsoberhirten an ihre Pflicht, dafür zu sorgen, daß in gewissen Kirchen, vor allem solchen, in denen sich häufig Gläubige verschiedener Sprachen einfinden, eine oder mehrere Messen in lateinischer Sprache gefeiert werden, namentlich gesungene (Nr. 4, 1). Sie bezieht sich dabei auf die Instruktion „Musicam sacram" (Nr. 48). Die Notificatio verweist für die Kultsprache bei der Konventmesse der Klöster auf das Partikularrecht

[1] Notitiae 7, 1971, 215—217.
[2] Notitiae 7, 1971, 215.

(Nr. 4, 1). Für die Konventmesse der Dom- und Stiftskapitel soll offenbar das gemeine Recht maßgebend sein. Nach der Notificatio kann im Stundengebet mit Zustimmung des Oberhirten — also sowohl des Orts- als auch des Personaloberhirten — die Volkssprache verwendet werden, einerlei, ob es sich um das Gebet eines einzelnen, einer Gemeinschaft oder im Chor handelt (sive a solo sive in communi sive in choro) (Nr. 4, 3). Damit setzt sich die Notificatio erneut in eklatanten Widerspruch zum Konzil (SC Nr. 101 § 1). Mit diesem einen Satz sind dessen einschlägige Weisungen, die Ausführungsbestimmungen der Nachkonzilszeit und die früheren häufigen, teilweise beschwörenden Appelle des Papstes über die Erhaltung der lateinischen Sprache abgetan[3]. Es könnte durchaus sein, daß man die bescheidene Form einer Notificatio mit Bedacht gewählt hat, um durch die unauffällige Gestalt die Aufmerksamkeit von dem exorbitanten Inhalt abzulenken.

Zusammenfassung

1. Die kirchenmusikalische Gesetzgebung hat in den letzten Jahren eine Entwicklung durchgemacht, deren Ausgangslage ich eben bei der Behandlung des Zweiten Vatikanischen Konzils dargestellt habe. Die konziliaren Grundsätze sind einsichtig, ausgewogen und dem kirchenmusikalischen Erbe günstig. Indes sind sie allgemein gehalten. Ihre Konkretisierung durch die nachfolgende Gesetzgebung konnte in mehrfacher Weise erfolgen. Kaum eine der Änderungen der Liturgie ergibt sich in ihrer konkreten Gestalt notwendig und zwingend aus den konziliaren Weisungen. Das dort verkündete Programm und die dort erlassenen Grundsätze hätten fast ausnahmslos auch eine andere Ausführung zugelassen. Im Schoße des Gesetzgebers, der Römischen Kurie, bestehen verschiedenartige Vorstellungen über die Weise, wie die Programmsätze und Normen des Konzils über die Liturgie zu verstehen und durchzuführen sind. Eine gewisse Bremse für die auf Eliminierung der lateinischen Sprache ausgehenden Tendenzen der Liturgiekongregation bzw. ihres Sekretärs scheinen die Religiosenkongregation und die Studienkongregation, letztere jedenfalls unter ihrem früheren Leiter, gewesen zu sein. Von bestimmten nachkonziliaren Normen läßt sich mit Sicherheit sagen, daß sie im Widerspruch zu dem Zweiten Vatikanischen Konzil stehen. Der Papst hat gelegentlich versucht, auf die Intentionen des Konzils zurückzukommen.

[3] Der Papst selbst hatte sich schon früher vom Konzil abgekehrt. In der Audienz vom 26. November 1969 gab er der überraschten Kirche bekannt, nicht das Lateinische, sondern die Volkssprache sei die Hauptsprache der Liturgie, und sprach vom Opfer der lateinischen Sprache und des Gregorianischen Chorals (Lengeling, Die neue Ordnung der Eucharistiefeier 82).

Aber bei der begrenzten Resonanz, die päpstliche Weisungen heute nur noch finden, ist es nicht zu verwundern, daß seine Äußerungen keine nennenswerte Wirkung zeitigten.

2. Die nachkonziliare Gesetzgebung bietet zwar im allgemeinen, d. h. von unglücklichen Einzelbestimmungen abgesehen, dem Gutwilligen die Möglichkeit, das kirchenmusikalische Erbe zu erhalten. Im ganzen muß sie jedoch als überhastet, unausgegoren und widersprüchlich bezeichnet werden. Sie entstand unter dem Druck einer sich überschlagenden Entwicklung. Eigenmächtigkeiten und Ungehorsam von Geistlichen und Laien hatten die liturgischen Gesetzgeber vielfach schon überholt, und diese beeilten sich regelmäßig, die Normen zu schaffen, die dem selbstherrlich geschaffenen Zustand in etwa entsprachen. Der Bischof von Trier, Bernhard Stein, sprach auf der Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz, die vom 21. bis 24. Februar 1972 in Freising tagte, von der Gefahr, „daß vielerorts die liturgische Gesetzgebung und die liturgische Praxis nicht mehr miteinander konform gehen"[4]. Tatsächlich ist das euphemistisch ausgedrückt. Denn in Wahrheit ist den Oberhirten die Entwicklung gänzlich aus den Händen geglitten. Wie oft haben Papst und Bischöfe erklärt, jetzt sei den Unsicherheiten, Diskussionen und Willkürlichkeiten ein Ende gemacht[5]! Die zweite Instruktion zur ordnungsgemäßen Durchführung der Liturgiekonstitution rief mit beschwörenden Worten zu liturgischer Disziplin auf und beschloß ihre Mahnung mit dem Wort des Apostels „Denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens" (1. Kor. 14, 33). Die dritte Instruktion vom 5. September 1970 gar ist im wesentlichen eine energische Abweisung von Mißbräuchen und Eigenmächtigkeiten. Die liturgischen Experimentatoren haben sich dadurch nicht stören lassen, sondern weiter ihre Vorstellungen verbreitet und in der Praxis durchgeführt[6], und nach einiger Zeit wurden sie den Gläubigen als Gesetze der Kirchen präsentiert. Die meisten liturgischen Vorschriften erwiesen sich so als Interimsnormen. So kommt man um das Urteil nicht herum: Die liturgischen Gesetzgeber der Kirche sind nicht mehr frei handlungsfähig. Der Apostolische Stuhl hat seine Handlungsfreiheit gegenüber den Bischofskonferenzen verloren. Die Bischofskonferenzen sind

[4] Deutsche Tagespost Nr. 25 vom 29. Februar 1972, S. 5.

[5] Z. B. Paul VI. in der Audienz vom 19. November 1969: Notitiae 5, 1969, 410; vom 10. April 1970: AAS 62, 1970, 272—274.

[6] G. Sobrero, La celebrazione dell'Ufficio divino: Studi Francescani 65, 1968, 200—216, hier 211 f., z. B. sah in den Normen der Instruktion vom 23. November 1965 über den Gebrauch der Landessprache in dem Stundengebet „un compromesso destinato ad essere sorpassato dagli avvenimenti". Die einflußreiche „Herder-Korrespondenz", ein führendes Organ des zerstörerischen Progressismus in Deutschland, brachte einen aggressiven Kommentar zu der 3. Instruktion (HK 24, 1970, 557—559).

außerstande, sich gegen Eigenmächtigkeiten und Willkürakte von Klerikern durchzusetzen. Wir müssen uns überhaupt über die begrenzte Rolle des Gehorsams gegenüber den Oberen und der Achtung vor dem Recht in der Kirche der Gegenwart bewußt sein. Gesetze werden heute regelmäßig nur noch gegenüber jenen durchgesetzt, die zu schwach oder zu anständig sind, sich gegen sie aufzulehnen.

3. Die bekannten nachkonziliaren Zersetzungserscheinungen machten vor den ehrwürdigen alten Orden nicht halt. Nicht wenige ihrer Mitglieder wurden von einer panischen Angst erfaßt, sie könnten hinter den Erwartungen und Ansprüchen der Zeit zurückbleiben, und meinten, zu mehr oder weniger radikalen Änderungen im Gottesdienst und gottesdienstlichen Gesang ihrer Gemeinschaften schreiten zu müssen. So sind die klösterlichen Verbände, die als Hort des großen kirchenmusikalischen Erbes galten, den Erwartungen der Hirten und Gläubigen überwiegend nicht nachgekommen.

Angesichts der Führungslosigkeit in der Kirche ergeben sich für die traditionsbewußten Katholiken besondere Aufgaben. Papst Paul VI. hat, wie oben erwähnt, einmal sinngemäß gesagt, er müsse das große Erbe der Orden vor diesen selbst schützen. Ist es zu kühn, wenn ich die Frage stelle: Muß vielleicht heute das Erbe der katholischen Universalkirche, vor allem das liturgische und musikalische Erbe, vor der Nachgiebigkeit der Hirten dieser Kirche geschützt werden? Solange eine Regeneration des Führerkorps der Kirche nicht erfolgt und die Disziplin nicht wiederhergestellt ist, scheint es nicht abwegig zu bemerken, daß die ihrer Verantwortung für Kirche und Kultur bewußten Teile des Klerus und der Gläubigen sich ihren Weg selbst suchen müssen. Sie haben dafür an der liturgischen Gesetzgebung der Päpste Pius X., Pius XI. und Pius XII., aber auch an den Weisungen des Zweiten Vatikanischen Konzils treffliche Führer, an deren Hand sie nicht irregehen können.

Zur liturgischen Entwicklung in den U.S.A.

Von Rev. Robert A. Skeris

(Dieses Referat wurde am 17. Juni 1972 auf der Düsseldorfer Tagung gehalten.)

Während der Eröffnungsmesse der Frühjahrsversammlung der amerikanischen Bischofskonferenz, die vom 11. bis 15. 4. 1972 zu Atlanta/Georgia tagte, wurde eine Predigt gehalten durch Se. Eminenz John Kardinal Krol, Erzbischof von Philadelphia und Vorsitzenden der Bischofskonferenz, und

zwar als Antwort auf einen Zeitungsbericht, der am selben Morgen (also am 11. 4. 1972) erschienen war. In diesem Bericht hieß es, die Bischofskonferenz sei die „oberste Autorität" in der „amerikanischen katholischen Kirche". Dagegen stellte der Kardinal die richtige Auffassung des Ursprungs, des Wesens und der Ziele der Bischofskonferenzen heraus unter Betonung des Vorranges (Primates) des Papstes über die gesamte Weltkirche und der Verantwortung des einzelnen Bischofs für seine eigene Diözese in Gemeinschaft mit der höchsten Autorität. Der Kardinal sagte nachdrücklich, daß die Bischöfe kein Recht darauf haben, ihre Diözesen unabhängig vom Papst und der allgemeinen Gesetzgebung der Kirche zu regieren. „Die Bischofskonferenz hat weder gesetzgebende noch zwingende Gewalt. Von ihrer Natur her hat die Bischofskonferenz keine Macht über den Diözesanbischof, der seine Diözese im Namen Christi regiert und der nicht der Bischofskonferenz verantwortlich ist, sondern nur dem römischen Oberhirten ... Auf dem dogmatischen Gebiet ist die Bischofskonferenz keineswegs ein Mittler zwischen der Partikularkirche und der Weltkirche oder zwischen dem Ortsbischof und dem römischen Papst[1]."

Auf der Versammlung berichtete der Vorsitzende der bischöflichen Liturgiekommission, Exz. Dr. James W. Mallone (Bischof von Youngstown/Ohio), über die jüngste Meinungsumfrage unter den Bischöfen in puncto Handkommunion. In diesem Zusammenhang sei hier bemerkt, daß wenigstens e i n Bischof, Eminenz Dr. John Carberry, Erzbischof von St. Louis, vor der Öffentlichkeit sagte, daß diese Meinungsumfrage ihm völlig unbekannt war, obwohl er selber Vorsitzender der Liturgiekommission in seiner Erzdiözese sei[2].

Das Ergebnis der Umfrage sah diesmal folgendermaßen aus: 106 dafür, 69 dagegen. Die Tatsache, daß die Gesamtsumme nicht der Zahl aller amerikanischen Diözesen entspricht, ist offensichtlich dadurch zu erklären, daß diejenigen, die ganz eindeutig gegen die Handkommunion Stellung genommen hatten, diesmal einfach nicht befragt worden sind (siehe z. B. die bereits erwähnten Bemerkungen von Eminenz Carberry). Da die Zweidrittelmehrheit bei weitem nicht erreicht wurde, konnte man auch diesmal den Antrag den römischen Behörden nicht vorlegen. Schließlich erklärte Exz. Mallone: „Man benötigt mehr Zeit, um die Frage innerhalb der Diskussion in der Bischofskonferenz zur Reife kommen zu lassen." Man vergleiche hierzu die in UVK 1/3—4 (S. 124 ff.) angegebenen Zahlen. Bei der letzten Abstimmung über die Handkommunion (November 1970) waren 115 Bischöfe

[1] Vgl. The Wanderer, Jg. 105, Nr. 16 vom 20. 4. 72, S. 1, 8—10, hier besonders S. 10.
[2] a.a.O.

dafür, 106 dagegen. Eminenz Carberry, in dessen Erzdiözese die Handkommunion damals von den Gläubigen eindeutig abgelehnt worden war (allerdings nach einer angemessenen Katechese), machte dann einen Vorschlag. Da die Handkommunion eine pastorale, die Gläubigen betreffende Angelegenheit sei, solle man (so sagte er) die Gläubigen, wiederum nach einer angemessenen Katechese, darüber befragen, wobei er nochmals auf die Erfahrungen in seiner Erzdiözese hinwies. Daraufhin antwortete Exz. Mallone, die Diözesan-Liturgiekommissionen seien das beste Mittel, die Volksmeinung in dieser Frage festzustellen. Unter Berufung auf die eigenen Erfahrungen entgegnete Eminenz Carberry, er zweifle an der Objektivität dieser Liturgiekommissionen. Ferner schlug er vor, die bischöfliche Kommission für pastorale Forschung und Praxis zu beauftragen, „die ganze Frage zu studieren, um Mittel und Wege zu finden, die Meinung der Gläubigen festzustellen". Immerhin gelang es dem glattzüngigen Bischof Mallone, Eminenz Carberry davon abzuraten, und zwar mit der Versicherung, daß die bischöfliche Liturgiekommission mit dieser pastoralen Forschungskommission aufs engste zusammenarbeiten würde.

Es zeigen sich hier m. E. drei Tendenzen.

1. Der Elitismus des „Liturgy Clubs", welcher allein weiß, was für das einfache Gottesvolk das Beste ist.

2. Die andauernde, durch die Liturgiekommissionen (teilweise auch via facti) getriebene Propaganda, deren Zweck und Ziel es ist und bleibt, den bischöflichen Widerstand zu verringern, bis die Erlaubnis für die Handkommunion erreicht worden ist.

3. Die einseitige Blindheit der amtlichen bischöflichen Liturgiekommissionen, vor allem angesichts der Sakrilegien, der Gotteslästerungen und der liturgischen Ausschweifungen, die mancherorts aus der heiligen Liturgie einen Trümmerhaufen gemacht haben, ja sogar bittere Enttäuschung über die liturgische Erneuerung bei so vielen Laien hervorgerufen haben. Unbekümmert um die eigentlichen pastoralen Bedürfnisse beschäftigt sich der „Liturgy Club" dauernd mit bedenklichen Neuerungen und fragwürdigen Experimenten.

Auffallend als Niederschlag der anfangs erwähnten Ausführungen von Eminenz Krol sind die Bemerkungen des Alt-Erzbischofs von San Antonio/Texas, Exz. Dr. Robert E. Lucey, die im Assumption Seminary wenige Wochen später in einer Predigt geäußert wurden. Er sagte, daß falsche Lehre „viel verheerender ist, wenn sie als etwas erscheint, das von den katholischen

Bischöfen gelehrt oder irgendwie genehmigt ist ... Wer ist zuständig, unwürdige Beamte aus den bischöflichen Sekretariaten und Kommissionen zu entfernen und fähige Geistliche und Laien zuzulassen? Sind es die Leitungskräfte bei den Organisationen oder dem Generalsekretariat ... oder aber sind die Bischöfe der Vereinigten Staaten allein verantwortlich für die Verwirrung, für die Skandale und für die schlechte Verwaltung, die unsere national-bischöflichen Verwaltungsstellen in Verruf gebracht haben[3]"?

Nun zu den kirchenmusikalischen Aspekten.

Als typisches Beispiel für die oft theologisch schwach begründete, hoministisch geprägte Propaganda sei die im April gehaltene Tagung der NCMEA (National Catholic Music Educators Association) erwähnt[4]. Hier war eine Eröffnungsansprache von Exz. Dr. James W. Mallone über das Thema „Auftrag und Möglichkeiten wirkungsvoller Liturgie" zu hören. Am zweiten Tag konnte man u. a. eine „multi-media"-Komposition erleben, ein sog. „Lied an die Materie" (Hymn to Matter), das offenbar von den theologischen Phantasien eines Teilhard de Chardin inspiriert war. Am letzten Tag gab es ein Podiumsgespräch zum Thema „Liturgie: der jetzige Annäherungsversuch" (The NOW Approach), und zwar unter Vorsitz der Vertreterin eines Musikverlegers und mit zwei „Komponisten" (von „religiösen" Schnulzen) als Sprechern. Die Diözesan-Liturgiekommissionen waren natürlich stark vertreten. Täglich gab es Binsenwahrheiten über den „Leiter des Gemeindegesanges" zu hören, wie etwa, daß er eine angenehme Stimme haben soll, andächtig sein soll usw.

Ein anderer Aspekt wurde in einem Bericht betont, der vor kurzem in England erschienen ist[5]. Hinsichtlich der amerikanischen Verhältnisse fragt der Berichterstatter rhetorisch:

> „Was singen die meisten Gemeinden? Zunächst singen sie Psalmen von Père Gelineau und Lucien Deiss, die „Volks"weisen verschiedener Komponisten (es folgen vier Namen), Choräle, amerikanische Volksweisen. An einigen Orten, vor allem in Schwesterngemeinschaften, wird getanzt: Jazz, „Folk", Beat. ... Man braucht optische Effekte: farbige Lichter und Dias, vor allem mit Lesungen ..."

Der informierte Kenner der amerikanischen liturgisch-musikalischen Lage muß als wenig erfreulich bezeichnen die Verbreitung gewisser, in bestimmten europäischen Kreisen kolportierter Ideen[6]. So ist z. B. zu lesen, daß wenn

[3] Vgl. The Wanderer, Jg. 105, Nr. 18 vom 4. 5. 72, S. 1.

[4] Hierzu vgl. das Programmheft „Catholic Education: A National Asset" (Philadelphia 1972) 34/8.

[5] Dr. William Tortolano, From Gregory to Aphrodite: a View of Church Music in the USA, Church Music/London III (February 1972).

[6] Thomas J. Smith, Lively liturgy requires ‚celebrating' celebrant, Catholic Herald Citizen, Jg. 102, Nr. 13 vom 12. 2. 72, S. 3.

amerikanische Katholiken zögernd und zurückhaltend beim Singen sind, diejenigen daran schuld sind, die für die Gestaltung der Liturgie verantwortlich sind. „Man braucht einen Zelebranten, der überhaupt an ‚Zelebrieren' glaubt." („Ans Zelebrieren glauben" hat hier keinen dogmatischen Bezug, sondern den Sinn, daß der Zelebrant meint, er müsse durch sein demonstratives Verhalten am Altar den menschlichen Kontakt mit der Gemeinde pflegen.) Kirchenchöre sollen „eine spezielle Rolle spielen, vor allem an besonderen Fest- und Feiertagen, wie z. B. Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Erntedankfest und am ersten Fastensonntag". Jedes Lied, das eine „Botschaft" (Message) verkündet, ist „annehmbar" für die Liturgie. „Wenn Musik dazu fähig ist, jemanden über sich hinaus zu heben und eventuell zu Gott zu bringen, ist sie liturgisch wertvoll. ... auch wenn sie vulgär ist, aber echte Tiefe und Gefühl vermittelt, würde ich sie für die Liturgie empfehlen. ... Wenn die Musik dazu dient, den Menschen näher zu Gott zu bringen, hat sie sich als würdig bewährt."

Zum Schluß wäre zu bemerken, daß Erfolg auf dem kirchenmusikalischen Gebiet wie immer von der einzelnen Persönlichkeit abhängt. Die vielen Probleme sowie die durch die großen Entfernungen bedingten Kommunikationsschwierigkeiten machen die Aufgabe der amerikanischen Kirchenmusiker keineswegs leichter. Aber gerade hier bietet die Church Music Association of America (CMAA) wertvolle Hilfe an, vor allem durch ihre Zeitschrift „Sacred Music". Von Interesse wäre auch vielleicht das Ergebnis der neuen Vorstandswahl innerhalb der CMAA. Als Präsident wurde Prof. Dr. Roger Wagner (Universität Kalifornien zu Los Angeles) gewählt, als Vize-Präsident Rev. Robert A. Skeris und als General-Sekretär Prälat Prof. Dr. Richard J. Schuler, der auch Mitglied des coetus moderatorum der Consociatio Internationalis Musicae Sacrae ist.

Trotz der vielen Probleme muß man Optimist bleiben. Ich denke manchmal an den Satz des Apologeten Arnobius — er steht dort zwar in einem anderen Zusammenhang —:

> „Uns erscheint dies unangebracht, ja wir halten es für unglaublich, daß gerade DER, der jede Art von Tugendvollkommenheit bei weitem übertrifft, an solchen Dingen Lust und Behagen finden kann, die der vernünftige Mensch verlacht und in denen niemand anders irgendeine Annehmlichkeit zu finden scheint als kleine Kinder und was zur Gemeinheit und zum Pöbel gehört[7]."

[7] Arnobius, Adversus nationes 7, 36 (CSEL 4, 270 Z. 11 Reifferscheid).

Pluralismus in der Römischen Liturgie?

Das Beispiel von Braga

Von P. J. Erbes

Gegen Ende vorigen Jahres erließ die Kongregation für den Göttlichen Kult ein Dekret, das in der Zeit der nachkonziliaren Neuerungen auf liturgischem Gebiet wohl als ein Novum angesehen werden darf. Es wird zwar behauptet: Die Entscheidung über den Ritus von Braga ‚fügt sich in die nachkonziliare Erneuerung des gesamten lateinischen Ritus ein' *(Notitiae*, 73, Mai 1972: Zusammenfassung vor S. 137), wir werden aber bald sehen, um welche Art von ‚Anpassung' es sich hier handelt. Vielleicht kann sie für Freunde der überkommenen lateinischen Liturgie eine Hoffnung bedeuten.

Braga ist ein Erzbistum im Norden Portugals, das sich seit Jahrhunderten eines eigenen lateinischen Ritus erfreut, der vielleicht auf Weisungen des Papstes Vigilius im 6. Jh. zurückgeht. Nachdem es längere Zeit um diesen Ritus still geworden war, kam er im 12. Jh. zu neuem Leben. Die berühmte Bulle Pius' V. *Quam primum* vom Jahre 1570, die gegen Sonderriten Stellung nahm, ließ die Liturgie von Braga unangetastet, weil sie insofern den Bestimmungen dieser Bulle entsprach, als sie über 200 Jahre lang beständig in Übung war. Für solche Liturgien hatte Pius V. die Möglichkeit einer Option auf weitere Verwendung eingeräumt. Als dann 1880 wegen der Beibehaltung des Ritus von Braga ein neuer Streit aufloderte, entschied sich die Mehrheit der Geistlichen positiv. Schließlich bestimmte die Synodalverfassung vom Jahr 1918 für das ganze Erzbistum die Beibehaltung der überkommenen liturgischen Bücher. Lassen wir das Brevier beiseite und überblicken den *Ordo Missae* (letzte Ausgabe unter Pius XI. 1924), so zeigt es sich, daß die Eigenheiten des Ritus von Braga nur geringfügig und unbedeutend sind. In der Tat handelt es sich lediglich um *eine Variante des Missales Pius' V.*

Die Kelchbereitung — ähnlich der im nun auch abgeschafften Dominikanerritus — liegt vor der Messe. Von ihr und den sie begleitenden Gebeten abgesehen, sind nur die folgenden Besonderheiten erwähnenswert: 1. die Oration bei Darbringung der Hostie (Offertorium); 2. zwei eigene Orationen vor der hl. Kommunion neben der ersten und zweiten aus dem Römischen Ritus; und 3. am Schluß der Messe eine eigene Segensformel. Hinsichtlich der Zeremonien fällt der bei der Elevation mit der Palla bedeckte Kelch auf; die tiefe Ehrfurcht vor dem eucharistischen Herrn zeigt sich bei den Kniebeugungen, die stets doppelt sind.

Im Anschluß an das Vat. II wandte sich 1970 der Erzbischof von Braga an die Römische Kongregation mit der Bitte um Weisungen zwecks Anpassung des Bragaer Ritus. Im Antwortschreiben wurde dem Erzbischof die Berufung einer Kommission empfohlen, die das Anliegen prüfen sollte. Das Resultat war ein Bericht, dessen Ergebnisse dem Klerus zur Prüfung und Abstimmung vorgelegt wurden. Die an die Geistlichkeit gerichteten Fragen lauteten:

1. Verwenden Sie den Ritus von Braga?
2. Verwenden Sie den Römischen Ritus (neues Missale)?
3. Sind die Unterschiede zwischen den beiden Riten wirklich erheblich?
4. Sind die Abweichungen notwendig?

Die erste Frage wurde von einer bedeutenden Mehrheit negativ beantwortet (nur 52 Ja-Stimmen); die zweite Frage von der großen Mehrheit mit Ja; die dritte mit „Weiß nicht"; die vierte mit Nein unter Berücksichtigung der Seelsorge.

Das offizielle Verfahren läßt noch erkennen, daß die wissenschaftliche Erhebung über das Ordinarium der Messe im Ritus von Braga von der Gesamtheit des Klerus abgelehnt wurde, weil es „den heutigen Gegebenheiten und pastoralen Erfordernissen ... nicht entspricht"; man solle sich aber trotzdem vor Augen halten, daß der fragliche Ritus von den früheren Generationen überkommen sei und integrierender Bestandteil im Selbstverständnis des Erzbistums.

Wie entschied nun die Kongregation für den Göttlichen Kult? Mit Dekret vom 18. November 1971 (Prot. 1857/71) wurde der Ritus von Braga im gesamten Erzbistum in traditioneller Form erhalten. Diese Entscheidung trägt den liturgisch-pastoralen Begründungen und den häufigen Vorstellungen des Erzbischofs durch die Möglichkeit Rechnung, nach Umständen die Muttersprache zu verwenden, die neuen Lesungen und sogar nach Wunsch das neue Missale Pauls VI.

Aber das Entscheidende war: das von Pius XI. approbierte uralte Missale von Braga bleibt weiterhin in Geltung! Damit der Ritus von Braga sein Sondergepräge wahren könne, das durch uralte ehrwürdige Tradition ererbt sei, werde jegliche Vermengung mit dem Römischen Ritus unterbunden.

Obwohl also der Eigenheiten nur wenige sind, obwohl der Klerus in großer Mehrheit den Römischen Ritus feiert, wird doch dem Ritus von Braga die Existenzberechtigung keineswegs abgesprochen; er wird im Gegenteil wegen seiner hervorragenden Stellung als Ausdruck heiliger Überlieferung erhalten.

Auch das Missale Romanum Pius' V, konnte bei seiner Erhebung als verbindliche Norm im Jahre 1570 auf eine wohl tausendjährige Überlieferung zurückblicken (Sakramentarium Gelasius' I., gest. 496, und Gregors d. Gr., gest. 604). Diese ehrfurchtheischende Autorität hat bis heute nichts verloren, nach weiteren vierhundert Jahren sehen wir ihren Wert erst recht vor dem Hintergrund einer fragwürdigen liturgischen Neuerung. Die Argumente für die Erhaltung des Ritus von Braga sind nun aber durchaus die gleichen, die für die Erhaltung des Ritus von Pius V. einstehen. Wenn sich die Römische Kongregation im Fall Braga positiv zur Erhaltung des überkommenen Ritus einstellte, scheint auch das Meßbuch Pius' V. einige Überlebenschancen zu haben. Bei Beachtung der gleichen Argumente sollte es wie das Missale von Braga wenigstens gleichwertig seinen Platz neben dem neuen Meßbuch erhalten. Alles in allem: es handelt sich hier um einen Präzedenzfall, der nicht übergangen werden kann. Da es sich, wie wir sahen, beim Ritus von Braga um eine geringfügige Variante des Römischen Meßbuches Pius V. handelt, erhält auch dies durch das genannte Dekret von höchster römischer Stelle eine gewisse Billigung.

Die Sorge um Erhaltung des Ritus Pius' V. ist nicht auf ein Bistum beschränkt, sondern Anliegen der gesamten römisch-katholischen Kirche, die aus ihrer Verbundenheit mit Rom sich römisch nennt und die überkommene lateinische Liturgie erhalten wissen möchte; aber gerade weil es sich nicht um ein partikulares, sondern um ein universales Anliegen handelt, kann der Fall von Braga nur Hoffnung wecken.

Das Leben ist Schweigen

Dr. Andreas Schönberger hat aus einem Buch von José Bergamin die folgenden Abschnitte ausgewählt und übersetzt. Das Werk beurteilt die Fragen der kirchlichen Situation und liturgischen Praxis mehr aus der Intuition des Dichters als mit der Ratio eines Theologen. Trotz der damit stellenweise verbundenen schweren Verständlichkeit ist es ein wertvoller Beitrag aus einer völlig ungewohnten Sicht.

„‚Der Teufel versteckt sich in der Kirche.' Das ist wahr. In den katholischen Kirchen. Und bisweilen verbirgt er sich, damit man ihn suche und ihn um so besser finde. Wenn schon nicht mit den Augen, dann wenigstens mit dem Ohr. ‚Der Glaube ist gemacht für das Ohr und das Ohr für das Wort Gottes', sagt der Apostel. Aber das Wort Gottes ist Schweigen. Das ist vielleicht der Grund, warum der Teufel versucht, uns den Glauben zu stehlen, indem er Lärm macht. In seinen Regeln zur Unterscheidung der Geister

sagt uns der hl. Ignatius, wir sollten ihnen lauschen, um sie zu entdecken. Denn der Teufel macht in uns einen großen Lärm, der wie ein zerbrechender Kristall klingt, während der Engel sich unserem Ohr verständigt wie ein Wassertropfen, der auf den gleichen Kristall fällt. In den katholischen Kirchen klingen das Gebet und der Gesang in unseren Ohren, könnte man sagen, im Schweigen oder geräuschvoll. Das läßt sie unseren Sinnen teuflisch oder englisch erscheinen, höllisch oder himmlisch. So, als wäre das Brechen des Schweigens immer wie der Krach eines zerbrochenen Kristalls, ein unausweichlich geräuschvoller Akt. Als hieße das Nicht-Brechen es eher beschützen mit der Stimme, mit der Musik, wie es das Gebet und der gregorianische Gesang tun."

Vom „Brot in der Hand" schreibt José Bergamin in seinem Büchlein „Der brennende Nagel" und er beschäftigt sich in diesem ersten Teil mit dem Verhältnis von Liturgie und Poesie. Zunächst am Beispiel der „geweihten Form" der „stofflosen" Hostie, „der klarsten und schönsten symbolisch-sakramentalen Darstellung überhaupt" mit der Bedeutung des Kommunionempfanges. Dann aber auch, wie aus dem oben Zitierten ersichtlich, mit dem Schweigen und dem Lärm in der Kirche, was ihn, wie man sehen wird, zu tiefen Einsichten über die Kirche dieser Zeit führt.

„Die Mystiker und die christlichen Theologen haben uns gesagt: Das Schweigen ist das Leben, der Lärm ist der Tod. Das steht im Widerspruch zum ‚Schweigen des Todes' der Gräber und der Kadaver. Doch wenn es stimmt, daß die Toten für immer schweigen, so stimmt es aber auch, wie Quevedo das sagte, daß die Toten nicht der Tod sind, sondern die Hüllen des Lebens. Der Tod ist Lärm, das Leben ist Schweigen. Man sagt uns heute, es gebe eine Kirche des Schweigens, und man vergißt, daß es eine andere des Lärms gibt. Jene, die sich lauthals verweltlicht, ohne je zu schweigen; denn in ihr versteckt der Teufel sich nicht nur, sondern er offenbart sich lautstark. In dieser Kirche, in diesen lärmenden Kirchen vernehmen wir am besten die weltlichen Resonanzen aller Teufel zusammen und ist der Teufel Legion. Trugbild einer betrogenen und betrügerischen Kirche — Kirche ‚des aggiornamento', der ‚Tagesordnung', der Ordnung eines Tages und nicht des Tages der Tage, der Zeit der Zeiten. Eine Kirche, die sich täuscht mit großem Lärm, indem sie die Stimmen, im Chor oder allein, vermehrt, die den Teufel offenbaren."

„In manchen katholischen Kirchen glauben wir ein geräuschvolles Licht wahrzunehmen, das unseren Augen wehtut, so wie ihre geräuschvolle Musik unsere Ohren verletzt. Licht und Musik, die das lebendige Schweigen brechen. Die Musik darf keinen Lärm machen. Sie muß im Gegenteil ihn auflösen, um das Kommen des Schweigens zu bereiten."

„Die liturgische Sprache ist eine schweigsame Sprache, weil sie sich an unseren Glauben und nicht an unseren Verstand wendet. Und auch, weil sie eine lebendige Sprache ist. Wenn sie sich durch die Stimme, durch die Musik dem Ohr vernehmlich macht, so wagt sie es, geistlicherweise dem Teufel die Stirn zu bieten."

Bergamin zitiert einen Satz von Cervantes in Don Quichotte: „Die Vernunft der Unvernunft, die durch Vernunft geschieht" und meint, dieser Satz liege der Liturgiereform in ihrer so rationellen, so vernünftigen Vernünftelei zu Grunde. „‚Viel Lärm um Nichts', würde der sehr musikalische Shakespeare sagen. Umsonst, in der Tat, um jener eitlen Verstocktheit willen, ein buchstäbliches Verständnis der liturgischen Sprache (sakramental, geheimnisvoll) zu erzielen, bringt man sie von ihrem poetischen und königlichen Wege ab, um sie zu verirren auf den Pfaden, den Abkürzungen der Unwirklichkeit einer demütigenden Sinnleere. Eine Sprache, ich wiederhole das, die im Gegensatz zum sakramentalen Zeichen steht."

„Die alten orientalischen Liturgien haben, wie man weiß, die Vitalität ihrer traditionellen poetischen Formen weit besser bewahrt als die katholische Kirche des Westens, als wären sie in ihr nach und nach schwächer geworden und wären verlöscht durch einen Prozeß zunehmender Rationalisierung. Durch eine Art Rationalisierung, die ihrer lärmvollen ‚Verweltlichung' entspricht."

„Der Glaube ist weder blind noch taub noch stumm. Doch er blendet uns, er macht uns stumm und taub. Daher wird die liturgische Sprache, dieses Rituale des Glaubens, lebendig und wahrhaftig durch die Poesie. Sein Leben, seine Wahrheit lassen sich nur poetisch ausdrücken. Wenn die Vernunft die Liturgie entpoetisiert, dann erscheint sie uns als eine lügnerische, eine tote Sprache. Dann entflieht das lebendige und wahre Geheimnis, das sie darstellt, entzieht sich den Sinnen, hüllt sich ein in ein undurchdringliches Schweigen, das eher noch ein undurchdringlicher Lärm ist. Weil es nicht das Schweigen des Wortes Gottes ist, sondern das der lärmenden Leere, mit der sich der Dämon tarnt. Alle Dämonen. Es ist der teuflische ‚Lärm', von dem die hl. Theresia spricht. Der ‚Lärm der Welt'. Wird es eine Kirche des Schweigens geben und eine andere des Lärms? Welches Schweigens? Welchen Lärms? Eine Kirche, die sich von der Welt trennt, um sich zu sakralisieren, und eine andere, die sich entsakralisiert, um sich der Welt, dem weltlichen Leben zu öffnen, ihr, wie man so oft gesagt hat, ‚aggiornamento' zu vollziehen?"

Im zweiten Teil seines Buches — überschrieben „die Hand im Feuer" — behandelt Bergamin u. a. die Sakramente. In diesem Zusammenhang kommt

er auch auf das Konzil zu sprechen. Was er dazu sagt, ist nicht ohne Beziehung auch zur Liturgie:

„Wäre das II. Vatikanische Konzil, das ‚revolutionäre‘ Konzil, wie es sich gern nennt, etwas weniger pastoral gewesen und ein wenig mehr theologisch . . ., hätte es sich mehr an den Text der wunderbaren Enzyklika ‚Ecclesiam suam‘ Pauls VI., die ihm vorausging, gehalten (einen der schönsten päpstlichen Texte, die wir gelesen haben), es hätte vielleicht die zahlreichen, zweideutigen und trügerischen Resonanzen vermieden, die soviel Verwirrung und Unruhe im christlichen Bewußtsein der Katholiken hervorgerufen haben. Denn es scheint uns, daß diese trügerischen Doppeldeutigkeiten, trügerisch nicht infolge ihres Betruges, sondern durch ihr Übermaß an Referenzen auf menschliche Wirklichkeiten (allzumenschlich, würde Nietzsche sagen), auf so und so viele Erwägungen sozialen und politischen Charakters, kurz moralischer Art (und gerade daran hängt sich der Teufel auf und seine weltlichen Einflüsse), trügerisch gewesen sind durch die Zurückstellung, wenn nicht sogar die Aufgabe anderer, göttlicher und nicht so sehr menschlicher (allzu menschlicher) Gesichtspunkte. Diese hätten bei einigen wesentlichen Aspekten der Tradition und des Glaubens Abweichungen moralischer, sozialer und politischer Natur vermieden, die nach unserer Ansicht schwere Verirrungen und Konflikte im Gefolge haben.“

Von „religiöser Inflation“ zur Auflösung

Von Prof. Dr. Tibor Gallus SJ

Dieser Aufsatz erschien in der Deutschen Tagespost Nr. 85 vom 18. Juli 1972 unter der Überschrift „Zur Diskussion gestellt“ und hat eine Reihe von Leserbriefen ausgelöst. Wir können den Ausführungen von Prof. Gallus nur zustimmen.

Die katholische Kirche ist zur Zeit in eine bedauernswerte allgemeine Krise geraten. Seit dem Konzil ist eine weit- und tiefgreifende Änderung fast auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens eingetreten, die man mit „religiöser Inflation“ bezeichnen kann. Sie ist durch das Konzil ausgelöst worden. Das Konzil wollte zwar gerade das Gegenteil, nämlich die „religiöse Aufwertung“. Es gehört aber nun einmal zur Ironie des Schicksals dieses Konzils, daß auf fast allen Gebieten gerade das Gegenteil erreicht worden ist von dem, was man beabsichtigt hatte. Um es einzugestehen, braucht man

christliche Demut und Wahrheitsliebe, auch dann, wenn es — zugegeben — bitter schwer ist, aber niemand ist davon dispensiert. Man versucht, die „Inflationserscheinungen" mit leeren Phrasen umzudeuten, aber die grausame Wirklichkeit läßt sich nicht wegdisputieren.

Das „Steckenpferd" des Konzils, das „Aggiornamento", die „Anpassung", ist sein Verhängnis geworden. Man hat „das Kind mit dem Bade ausgeschüttet" und war bestrebt, durch neue Lebensformen die Kirche zu reformieren. Was in vielen Jahrhunderten mit so großer Lebenserfahrung, Klugheit, Psychologie und Weisheit aufgebaut, entwickelt und konserviert worden war, mußte radikal weggerissen werden, damit Platz wurde für frischgebakkene — am grünen Tisch ausgeklügelte — Neuheiten, die jetzt aufgezwungen werden oder durch die Wirkkraft der allen freigestellten Verfahrensweisen überall Boden fassen.

Da das Konzil bloß ein Pastoralkonzil sein wollte — und es auch tatsächlich war (dabei wird es oft gegen das Lehrkonzil des Tridentinums und des Ersten Vatikanums ausgespielt!) —, mußte das „Neue" bei der Liturgiereform beginnen, damit es vor der Welt greifbare Erfolge aufweisen kann. Sonst hätte die ganze Welt sich über das Konzil lustig gemacht: soviel Zeit, Energie und Geld verpufft, und nichts Greifbares ist herausgekommen! Die bewunderns- und beneidenswerte liturgische Einheit und Gleichheit bis zu kleinsten Nebensächlichkeiten auf der ganzen katholischen Welt vor dem Konzil ist nach dem Konzil verschwunden. Anpassung, Angleichung bedeutet immer Umstellung und damit auch Verlust. Von gegenseitiger Angleichung zwischen den „getrennten Brüdern" und der katholischen Kirche kann bisher noch gar nicht die Rede sein. Der Verlierer war bisher nur die katholische Kirche. Deshalb hat mir mit Recht die Frau eines protestantischen Berufsoffiziers in diesen Tagen vorgeworfen: „Wir Protestanten haben in der katholischen Kirche immer das gesucht, was wir nicht haben: das Sakral-Mystische in Ihrem Gottesdienst. Jetzt ist auch bei Ihnen alles so menschlich und leer wie bei uns!" Das heilige „Noli me tangere" — „Rühr mich nicht an!" in der Liturgie ist plötzlich freigegebenes Experimentierfeld geworden. Das mußte aber notwendigerweise ein allgemeines „Alles-neu-umdenken-formulieren-gestalten-Wollen", also eine allgemeine Unruhe auslösen. Dies nicht vorauszusehen, war die psychologisch-pädagogische Schwäche des Konzils! Mit der „Anpassung an die Welt" mußte notwendigerweise eine spürbare „Weltlichkeit" in die Kirche einziehen, deren verheerender Schaden noch nicht zu übersehen ist.

Ein wesentlicher Faktor der Reformbestrebungen war der Ökumenismus. Er wurde so hochgespielt, als ob er das wichtigste Anliegen der Gesamtkirche wäre; dabei ist er bloß ein Teilanliegen. Jetzt muß die Gesamtkirche unter

diesem Teilanliegen leiden. Alles mußte dem Ökumenismus weichen: die Liturgiereform — der neue Meßritus ist ein gewaltiger Schritt dem Protestantismus entgegen; die Konstitution der Kirche — man redet vom „Gottesvolk" und nicht vom mystischen Leibe Christi, geschweige denn von der auf den „Fels" gebauten Kirche, der Papst soll die höchste Regierungsgewalt in der Kirche mit den Bischöfen gemeinsam haben; die Dogmen — sie sind zeitbedingte Aussagen, also revidierbar (man denke an die Auseinandersetzungen um die Lehre der Eucharistie, der päpstlichen Unfehlbarkeit, der Mariendogmen und damit der Marienverehrung). Das unfehlbare Lehramt des Papstes soll abgebaut werden, dann ist der Weg zur Wiedervereinigung frei. Kurz: das ehemalige „römisch-katholisch" soll „ökumenisch-katholisch" heißen. In dieser „religiösen Inflation" ist eine alarmierende Tatsache, daß die Zahl der Konversionen in der nachkonziliaren Zeit so gut wie Null ist; und kein Protestant fühlt sich wegen der ökumenischen Angleichung von der katholischen Kirche mehr angesprochen als vorher.

Ein weiterer Faktor in den Reformbestrebungen ist der Neorationalismus. Das gewaltige „Mitspracherecht" der Profanwissenschaften in der Glaubensverkündigung bleibt nicht ohne Früchte. Die Überbetonung der historischen Methode in der Schriftauslegung setzt die Glaubwürdigkeit der biblischen Berichte gewaltig herab. Die Anthropologie, die Soziologie, die Psychologie, die Meinungsforschung übernehmen allmählich die Rolle der Gnade und der katholischen Moraltheologie. Die Entmythologisierung der Bibel macht Himmel, Hölle, Fegfeuer, Engel, Teufel, Erbsünde fragwürdig. Und das alles unter dem Deckmantel des verführerischen Pluralismus, wodurch das spezifisch Katholische immer mehr verwässert, zurückgestellt, verdrängt oder als überholt hingestellt wird. Die entsakralisierten modernen Kirchen (ohne Tabernakel, ohne Darstellung der Heiligen), die gewaltsame Reduzierung der Heiligenfeste, das Durcheinanderbringen des durch Jahrhunderte eingebürgerten Kirchenkalenders sind eine grobe „psychologische Sünde" gegen die Volksfrömmigkeit, die noch — Gott sei Dank! — an ihren Heiligen hängt! Daß all das zu einer „religiösen Inflation" führen muß, liegt auf der Hand ebenso wie das Ersetzenwollen der Hierarchie durch Demokratisierung der Kirche.

Noch ein Wort zu der neuen Meßordnung. Von der Mehrschichtigkeit und Differenziertheit des menschlichen Lebens scheint der „Ordo Novus" nicht viel zu wissen. Er setzt einen Perfektionismus voraus, wonach alle Anwesenden bei der heiligen Messe mystisch hochbegabte und geschulte Seelen sind, die die ununterbrochen aufgetischten, oft schweren liturgischen Texte geistig sofort nachvollziehen können. Dabei degradiert man die „Mündigkeit" des nachkonziliaren Christen. Alles wird laut vorgelesen — als ob der „mündige"

Christ ein kleines Kind wäre, welches noch nicht lesen kann! Die für die Annäherung an das „Mysterium tremendum" notwendige Ruhe und Stille wird sorgfältig vermieden, damit das „mündig gewordene Kind" ja nicht einschlafen kann. Es wird vorausgesetzt — was gar nicht der Fall ist —, daß jeder Anwesende zur heiligen Kommunion geht. Das spürt man besonders in der aufgezwungenen „Sitz- und Stillepause" nach der Austeilung der heiligen Kommunion, gleichgültig, ob alle den Leib des Herrn empfangen haben oder nur ein Teil. Wer von der individuellen Gnadenführung Gottes eine Ahnung hat, weiß wohl, daß diese sich keineswegs durch kollektives Kommando einfangen und dirigieren läßt, wie das mit dem „Neuen Ordo" geschieht oder geschehen soll. So ist nicht zu verwundern, daß die Stimmen jener immer zahlreicher werden, die den „Neuen Ordo" satt haben und Verlangen hegen nach dem „alten Ordo", und das auffallend gerade unter der jüngeren Generation. So kommt bei dem „Ordo Novus" das bekannte Prinzip zum Durchbruch: das „Beste" ist der Feind des „Guten". In unserem Fall ist das „Beste" ein schnell zusammengeflicktes Erneuerungswerk statt des jahrhundertelang ausprobierten und bewährten „Guten", soweit man bei den Ausdrucksformen um das Übernatürliche überhaupt von einem allgemeingültigen „Besten" reden kann. Hierher gehört die vielsagende Feststellung von Kardinal Döpfner bei einer Fernsehübertragung, wonach die größte Enttäuschung in der nachkonziliaren Zeit für ihn darin besteht, daß die Liturgiereform so erfolglos geblieben ist.

Die „Wellenlänge" Christi ist das Kreuz mit seiner Forderung der Selbstabtötung, der Demut, des Gehorsams, des Verzichtes auf die Weltlichkeit und dann erst auch der — so oft falsch verstandenen — christlichen Nächstenliebe. Wer nicht deshalb zur heiligen Kommunion geht, damit er Kraft schöpfe, dem Gekreuzigten ähnlicher zu werden und Ihm nachzufolgen, hat die Aufgabe dieses Sakramentes noch nicht erfaßt und wird, trotz täglichen Empfanges der Eucharistie, ihrer Wirksamkeit kaum teilhaftig. Das Anliegen eines Christen ist zunächst kein kollektives Anliegen, sondern das individuellste Anliegen, das es geben kann, das Einswerden mit seinem gekreuzigten Christus. In diesem individuellsten Anliegen ist die Kirche „semper renovanda", immer erneuerungsbedürftig! Daraus wächst dann notwendigerweise auch die Aufgabe der christlichen Nächstenliebe (und nicht die panhumanistische Menschheitsliebe, die keineswegs abzuwerten ist). „Aggiornamento", „Anpassung" ohne ständige Bestrebung nach dem „individuellsten Anliegen" ist ein Verrat am Christsein und führt zur „religiösen Inflation" und letzten Endes zur Auflösung.

Begegnung mit einem modernen Mystiker (III)

Von Bernhard Scherer

In unseren Meditationen über den Philosophen von Münster in seiner Eigenschaft als moderner Mystiker haben wir bis jetzt seine „cognitio Dei experimentalis", seine erfahrungsmäßige Gotteserkenntnis und Gottbegegnung, aufgezeigt aus seinem innigen Gebets- und Glaubensleben und aus seiner „compassio cum Christo", aus seiner lebenslangen, liebenden Teilnahme am Erlöserleiden Christi. Wer das Glück hatte, Peter Wust persönlich kennenzulernen, der wartet noch auf die Darstellung einer weiteren Eigenschaft, von der das ganze Leben des verehrten Lehrers geprägt war und die er förmlich auf seine Umgebung und auf seine Schüler ausstrahlte. Ich meine seine *Demut und Ehrfurcht,* mit der er allem Sein, besonders dem Ursprung alles Seins, begegnete. Diese Doppeleigenschaft der „Humilitas" und der „Pietas", wie er selbst sie mit Vorliebe zu nennen pflegte, sei jetzt in einer eigenen Meditation noch kurz beleuchtet.

Die Echtheit, die im Leiden erprobte Echtheit seiner *Demut* dürfte aus der Darstellung seiner Gebets- und Leidensmystik schon deutlich geworden sein. Wir wollen das Gesagte nur noch an einem Beispiel vervollständigen. Die schwerste Prüfung, die Gott — abgesehen von seinem schrecklichen Todesleiden — seiner Demut jemals gestellt hat, war ohne Zweifel die eisige Kälte und die robuste Ablehnung, die er 1930 bei seiner Berufung an die Universität Münster durch einige seiner neuen Fakultätskollegen erfahren mußte. In seinen Briefen kommt er zu ungezählten Malen darauf zu sprechen: ein Beweis, wie tief ihn diese Demütigung getroffen und verletzt hat. Nicht die Philosophische Fakultät hatte ihn berufen, sondern der preußische Kultusminister Grimme in Berlin. Daß er so, ohne Habilitation, „in unerhörter Weise die gewöhnlichen Fachwerke zunftgemäßer Entwicklung durchbrochen hatte", das ließ man ihn zuerst einmal deutlich spüren und büßen. Er litt unter dieser Prüfung des Nichternstgenommenseins schwer; aber er blieb still und unverbittert. Er ging seinen für richtig erkannten Weg ruhig weiter, ohne nach rechts oder links zu schauen. In einem Brief an Jacques Maritain vom Mai 1932 stehen die klaren Worte: „Besonders schwierig freilich war die Tatsache, daß mein nächster Kollege mir immer wieder mein absolut gläubiges Denken durch allerhand Kritteleien zu verekeln suchte. Ein Philosoph müsse soviel Schamgefühl haben, daß er in der Philosophie nie von Gott spreche. Der Gottesbegriff gehöre in eine saubere Philosophie nicht hinein: das waren seine ewig wiederholten Einwürfe. Ich habe diesen Einwürfen gegenüber mich nur um so energischer für ein metaphysisches Denken

eingesetzt. Aber es fiel manchmal sehr schwer, sich gegen all den negierenden Geist in die Schanze zu werfen, der an dieser Münsterischen Universität herrscht."

Trotz allem blieb er still und unverbittert. Ja, er ist in dieser Demütigung bewußt und hingabefroh so tief in die Nähe des gedemütigten Christus hineingereift, daß er aus der Prüfungszeit gelernt hat, andere vereinsamte und vergrämte Menschen zu leiten, aufzurichten und emporzuziehen.

Schon zwei Jahre nach dieser schmerzlichsten Fügung seines bisherigen Lebens weiß er seinen guten Freund, den Hunsrücker Dichter Jakob Kneip, der sich in Niedergeschlagenheit und Mißerfolg an ihn gewandt hatte, mit folgenden Sätzen zu trösten: „Lieber Freund, gerade jetzt können Sie Ihren Feinden zeigen, daß Sie ein tiefüberzeugter Christ sind. Charles Baudelaire hat gegen Ende seines Lebens in sein Tagebuch geschrieben: ‚Toutes mes humiliations ont été des graces de Dieu.' Bedenken Sie, wie tief dieses Wort ist, und erbauen Sie sich daran. Es wäre ein Leichtes für Sie, jetzt etwa den Ruhm der Welt entgegenzunehmen. Aber daß Sie statt dessen erfahren müssen, wie der alltägliche Mensch Sie mit seiner Gemeinheit anfällt, ist vielleicht das Bessere für Sie als Mensch, falls Sie sich im Gebet und im Glauben die Kraft holen, alles Nur-Menschliche in christlicher Geduld zu tragen." Und dann spricht er zum Freund „aus ureigenster Lebenserfahrung" davon, wie er selbst zwei Jahre zuvor „unter dem Geifer der Welt" furchtbar gelitten hat, wie er aber alles Leid „in ganz einsamem Gebet" zu Gott hingetragen hat. „Von da ab wich der Bann: nun lernte ich es langsam verschmerzen, nicht mehr ‚Peter Wust' zu sein, sondern der von neuem namenlose Mensch vor Gott, der noch vieles durchzumachen hatte, um ganz Ja sagen zu können zu Gottes großen Plänen, die niemals unsere Pläne sind. Wir müssen Gott alles opfern, in erster Linie den Ruhm vor der Welt, um Gottes Pläne zu erfüllen, die Er mit uns hat. Nicht daß *wir* siegen, ist die Hauptsache, lieber Freund Kneip, sondern daß *die Liebe Gottes* in unserem Herzen alles besiegt, auch unsere persönliche Ungeduld: das allein ist entscheidend."

Und nochmal drei Jahre später, 1935, ist er bereits so tief in die letzte Hingabe in Gottes Willen hineingewachsen, daß er an Karl Pfleger im Rückblick auf seine Kränkungen von 1930 schreiben kann: „Als ich 1930 nach hier berufen wurde, da hatte ich eine furchtbare Angst vor der Gefahr des Professorenstolzes. Und ich habe noch in Köln die kleine heilige Therese angefleht, sie möchte mich doch gerade vor dieser Gefahr behüten, selbst wenn es notwendig für mich sein sollte, durch schwere Leiden zu gehen, damit dieser Zweck erreicht werden könnte. Sie hat mich damals erhört, die kleine heilige Therese: ich bin gleich am Anfang so tief in den Feuerofen

gesteckt worden, daß mir auch die geringste Möglichkeit zur ‚superbia' genommen wurde ... Ich weiß jetzt, daß es im Leben auf nichts so sehr ankommt als auf die ‚humilitas' des Geistes, ja sogar auf die ‚humilitas humilitatis', da nämlich die ‚humilitas' selbst wieder dialektisch ist und mitten aus sich heraus die ‚superbia' sprossen läßt; weshalb dann auch in dem ewigen Niedergeschlagenwerden, das wir auf dem Wege aller Mystiker gewahren, die göttliche ‚sapientia cordis' so unvergleichlich klar hervorleuchtet. Welch ein Herzenskenner ist doch dieser größte aller Pädagogen!"

Von daher ergibt sich ungesucht und ungezwungen der Übergang zu *der* Eigenschaft im Wesen des Philosophen von Münster, die mich als jungen Menschen 1930 an Peter Wust immer am tiefsten beeindruckt hat: seine *Pietät*, seine *kindliche Ehrfurcht* allem gegenüber, was ihm heilig und verehrungswürdig war. Es bewegte mich jedesmal, wenn ich mitten in der Welt der Aufgeblasenheit und des Geistesstolzes, die einem schon damals im Universitätsleben von so manchen Seiten entgegenschlug, aus dem Mund unseres Philosophen Worte hören durfte wie etwa das Diktum: „Dem Menschen kommt es niemals zu, fordernd vor Gott hinzutreten; er muß vielmehr als Bettler vor den Erkenntnispforten der Wahrheit stehen bleiben und muß warten können, bis ihm aufgetan wird." Ähnliche Sätze, wie sie mir aus den Vorlesungen von Peter Wust in lebendigster Erinnerung geblieben sind, kehren oft und oft in seinen Werken und Briefen wieder. Lassen wir ein paar Beispiele folgen:

Beginnen wir mit einem Brief, den Peter Wust im letzten Herbst seines Lebens, im November 1939, vom Sterbebett aus an den Dichter Jakob Kneip geschrieben hat. Darin stehen die Worte: „Ich liege jetzt hier zu Hause fest im Bett, schon wochenlang, und nehme Abschied von der Welt. Es ist schwer, im farbenglühenden Herbst Abschied zu nehmen von der unbegreiflichen Schönheit der Dinge. Aber ich hoffe, *die* Schönheit als Ersatz zu finden: *das Urschöne* Platons." Kann man vom Geheimnis Gottes und vom Widerschein Seiner ewigen Schönheit in den geschaffenen Dingen ehrfürchtiger und dankbarer sprechen, als es dem Philosophen von Münster hier gelungen ist?

Ich muß an dieser Stelle an ein Wort aus einem Weihnachtsglückwunsch denken, den Peter Wust 1931, also acht Jahre vorher, an André Préau geschrieben hat und der sozusagen die philosophische Grundlage für seine „Seinsehrfurcht" freilegt. Er spricht davon, wie tief das ehemals christliche Abendland durch seinen Abfall an die Geisteshaltung der Aufklärung aus seiner „christlichen Erwecktheit" abgestürzt ist. Und er vergleicht diese „abendländische *Auf*geklärtheit" mit der „orientalischen *Ab*geklärtheit". Es heißt da: „Und so steht heute abendländische Aufgeklärtheit gegen orientalische Abgeklärtheit. Der Aufgeklärte ist derjenige, der hinter das Sein zu

schauen glaubt und dabei das Nichts, das Sein ohne Geheimnis, das ‚entzauberte' Sein, entdeckte. Daher die Öde, die Leere, die Langeweile, die spezifisch moderne Ernüchterung. Der Abgeklärte hat auch die Einsicht, das Wissen, aber es ist ein Wissen um das Sein in all seinem Geheimnis."

Ähnlich tief ergreift es mich jedesmal, wenn ich in seinem „Abschiedsbrief" an seine Schüler vom 18. Dezember 1939 die von unendlicher Ehrfurcht diktierten Sätze lese: „Ich bin dem lieben Gott in meiner jetzigen Leidenszeit für zwei Dinge besonders dankbar: 1. dafür, daß Er mir immer deutlicher in meinem Leben die Wahrheit dessen, was es um Christus ist, hat sichtbar werden lassen; 2. daß er mir auf dem Katheder in den neun Jahren meiner Münsterer Lehrtätigkeit die Kraft und die große Gnade verliehen hat, diese Wahrheit auch in aller Öffentlichkeit zu bekennen." Wie kümmerlich und und anmaßend nimmt sich solcher ehrfürchtigen Christusgläubigkeit gegenüber das ganze leere Problematisieren und das von allem Mysterium „entzauberte" Allesbesserwissen bestimmter „Theologen" unserer Tage aus, die nicht nur so tun, als hätten sie alle Weisheit für sich persönlich gepachtet, sondern die mitunter auch eine Sprache sprechen, die eher an Hitler und Goebbels erinnert als an einen Jünger des gekreuzigten Christus! Wie ja überhaupt vom Größenwahnsinn und von der Arroganz Hitlers und seiner Gefolgsleute im Laufe von nur einer Generation weit mehr in innerkirchliche Kreise eingedrungen ist, als man zur Zeit des Philosophen von Münster und seines Zeitgenossen, des Bischofs von Galen, jemals für möglich gehalten hätte.

Weiter: wie abwertend und pietätlos wird heute von vielen sogenannten Katholiken und bis in die Intonierung eines ganzen Katholikentages hinein vom Stellvertreter Christi in Rom gesprochen! Wie leichtfertig werden seine nach jahrelangen Studien und nach jahrelangem Beten gefällten Entscheidungen über Glaubens- und Sittenfragen unserer Zeit vom Tisch gefegt, als wenn es sich um die Privatmeinung von Hinz und Kunz handelte! Und mit welcher erschütternden Pietät weiß demgegenüber wieder der Mystiker Peter Wust auf dem Sterbebett über den heiligmäßigen Pius XII. Worte zu finden, die diesem — heute allerdings auch so viel geschmähten — Papst als Statthalter Christi wahrhaft gerecht geworden sind. „Oft schmerzt es mich, daß die liberale Welt des ausgehenden 19. Jahrhunderts nur das Stickige und Enge, nur das in gewissem Sinne apologetisch Zerquälte des nachtridentinischen Katholizismus zu sehen vermochte und daß sie das Reine und Schöne, das Große und Erhabene fast ganz übersah, das z. B. in einer Papstgestalt wie Leo XIII. aufleuchtete und das heute in der Gestalt Pius' XII. wie eine alles profane Denken überragende majestätische Souveränität des Geistes erscheint, und zwar gerade in einer Zeit, wo auch denkende Menschen die Treber der Geistlosigkeit mit Behagen annehmen und in sich hinabzuschlingen

bereit sind." Täten nicht bestimmte Vertreter, auch „profilierte" Vertreter des heutigen Katholizismus gut daran, wenn sie sich diesen Passus aus der Feder von Peter Wust ausschneiden und hinter den Spiegel stecken wollten?

Noch ein Beispiel für die vornehme Geisteshaltung der Pietät unseres Mystikers: von kaum einem Menschen spricht er in seinem späteren Leben mit so viel Ehrfurcht und Dankbarkeit wie von seinem eigenen Vater, dem armen Siebmacher und Hausierer von Rissenthal. In einem Brief, den er 1929, also drei Jahre nach dem Tod seines Vaters, an den Bürgermeister von Rissenthal, Johannes Langenfeld, geschrieben hat, finden wir die Worte: „Ich habe nur ein Glück: ich bin so ganz fest im Glauben. Und ich kann Christus so von Herzen lieben. Aber wer hat es mir erwirkt? Ich weiß es: nur der selige Vater, diese arme, arme Siebmacher, der immer betete, wo er ging und stand. Diesem armen Siebmacher verdanke ich alles, was Gott mir geschenkt hat. Ich habe das kleine Siebmacherhämmerchen meines Vaters, das er vierzig Jahre im Gebrauch hatte, hier auf meinem Pult liegen: es ist der Hammer des Glücks." Und über den armen Tagelöhner Nikolaus Portz, mit dem er als Schuljunge immer den Acker pflügen mußte und den er im Scherz gern seinen „ersten Philosophielehrer" nannte, schreibt er vom Sterbebett aus an seinen Heimatpfarrer Hebler: „O welch ein großer, weiser Erzieher ist Gott! Wie wunderbar hat Er mich vom Dorf zur großen ‚Welt' geführt, um mich spät — ach, so spät! — erkennen zu lassen, daß ich am reichsten gewesen bin, als ich ganz arm war — im kleinen Siebmacherhäuschen! Und am Grabe meines ersten Philosophielehrers Nikolaus Portz haben Sie gestanden und gebetet? Ich danke Ihnen, lieber Herr Pastor. Dieser erste Philosophielehrer steht heute so ganz groß vor mir. Wie seltsam: alle diese scheinbar ‚kleinen' Menschen von damals wachsen mit der Zeit riesengroß über einen hinaus. Die Perspektive wandelt sich dauernd." Ich muß dabei an eine Vorlesung von Peter Wust vom Wintersemester 1930/31 denken, in der er über die Würde der menschlichen Geistperson sprach und von daher es als „Frechheit" zurückwies, überhaupt von „unbedeutenden" oder „kleinen" Menschen zu sprechen. Wie reich, wie namenlos reich könnten auch wir Menschen der stolzen „Siebziger Jahre" sein, die an allen Ecken und Enden „die Weichen für das Jahr 2000 stellen", wenn es uns wieder gegeben wäre, so ehrfürchtig und pietätvoll über die Geheimnisse des Seins zu sprechen, wie der Mystiker von Münster es uns vor vierzig Jahren vorgelebt hat!

Dürfen wir zum Schluß noch auf die phänomenale Ehrfurcht aufmerksam machen, mit der Peter Wust sogar der Gestalt und dem Werk eines Weltmannes, eines „großen Heiden und Immoralisten" wie Johann Wolfgang von Goethe, immer gegenüberstand? Wohl wußte Wust um „das dezidiert Humanistische bei Goethe". Er wußte um „die Labilität im Wesen Goethes".

Und er sah klar und scharf: „Das ist der Punkt, wo wir uns entschieden von ihm trennen müssen." Er weiß: es „darf nicht glorifiziert werden, was einfach verurteilt werden muß". Und trotzdem kann er an Paul Petit, der Goethe sehr skeptisch gegenübersteht, schreiben: „Schon die Seinsehrfurcht Goethes ist ein Zeichen dafür, daß er doch stets mit sich gerungen hat, das eigentlich Gemeine aus seiner Seele zu verbannen." Vor dieser Seinsehrfurcht Goethes hat sich Wust sein ganzes Leben lang tief verneigt. Er zitiert im Brief an Paul Petit voller Ergriffenheit die Worte Goethes: „Am Sein erhalte dich beglückt!" — „Es fassen Geister, würdig, tief zu schauen, zum Unendlichen unendliches Vertrauen." — „Die ewige Zier der Dinge". — „Das Sein ist mir so rein und so heilig, daß ich mir nicht einmal in Gedanken eine Frechheit dagegen erlauben möchte." Hier leuchtet dem Mystiker Peter Wust etwas von „jener Ehrfurcht vor der ewigen Sakralität der Dinge" bei Goethe auf, die ihn an anderer Stelle einmal direkt vom „Unbewußt-Katholischen in Goethes Wesen" sprechen läßt.

Genug. Es ließe sich natürlich noch manches über die tiefe christliche Demut und über die innige Seinsehrfurcht unseres Mystikers von Münster sagen. Wir wollen abbrechen und es dem Leser überlassen, an Hand der Werke und der Briefe des Philosophen von Münster sich tiefer in seine Gebets- und Leidensmystik hineinzutasten. Was wir mit unseren drei Aufsätzen erreichen wollten, war nur dies: auf die Zeitgemäßheit, ja auf die Notwendigkeit eines Lebens aus der mystischen Theologie mit Nachdruck hinzuweisen. Vielleicht haben unsere drei Versuche über das mystische Glaubensleben des Philosophen von Münster sogar den Beweis erbracht, daß das positive Aufbau- und Ordnungsgefüge, mit dem Peter Wust in den dreißiger Jahren den „Geist, der stets verneint", so erfolgreich bekämpft hat, auch heute noch eine besonders gute und erfolgreiche Form von Kritik darstellt. Die Macht des bösen Geistes erweist sich auch heute wieder als groß. Unheimlich groß. Nach der eindeutigen Aussage Christi kann sie „nur durch Gebet und Fasten" (Mk. 9, 29) gebrochen werden. Bei der Erfüllung dieser größten aller Zeitaufgaben möge uns der Mystiker Peter Wust Vorbild und Helfer sein! Dann dürften die Weichen für das Jahr 2000 auf jeden Fall richtig gestellt sein.

Perspektiven des Glaubens

Unter dieser Überschrift hat Geistl. OStR. Ulrich Lange in „SCIDAE" 13. Jg., Heft 2, Januar 1972, 37 wertvolle theologische Beiträge veröffentlicht. Wir bringen daraus Kapitel.

Bleibende Wahrheit

Ich habe in den letzten Jahren sicher einige hundert theologische Aufsätze und Bücher gelesen und — soweit man dies selbst beurteilen kann — verstanden; doch es war nichts dabei, was ernsthaft die Gültigkeit und den Kern dessen hätte beeinträchtigen können, was uns in Kindheit und Jugend als der katholische Glaube überliefert worden ist. Freilich war neben manchem Guten unter dem Gelesenen auch Spreu, Irrtum, Aufgeblasenheit und Apostasie, Unbesonnenheit und Verführung.

Eine Fiktion

Theologie hat nicht die Aufgabe, die Dinge Gottes schwierig und kompliziert zu sagen — und dies vor allem nicht unter dem Vorwand, es neu für den „modernen" Menschen sagen zu müssen. Der „moderne Mensch" ist wie der viel zitierte „Mann auf der Straße" eine Fiktion, ein Vorwand. Die alte und immer junge Wahrheit Gottes ist schlicht. Die Wahrheit schmeckt, sie erfreut, stärkt das Herz und bringt den Menschen in die rechte Ordnung. Doch gilt auch heute noch: „Wer Ohren hat zu hören, der höre". (u. a. Mt 11, 15)

Zur Glaubenskrise

Auch diejenigen, die selbst zum Verfall des Glaubens in der einen und anderen Weise beitragen, sprechen davon, daß es einen solchen Verfall gibt und bedauern ihn. Freilich tun sie dies, ohne zuzugeben, daß sie selbst Förderer der Verderbnis sind. So ist die Tatsache der vermeidbar gewesenen und doch weitgehend hausgemachten, d. h. kirchenintern hergestellten Krise leider nicht zu leugnen.

Weder demokratisierte Betriebsamkeit mit allen ihren zusätzlichen Schwerfälligkeiten und subjektivem Gerede, noch wissenschaftlicher Rationalismus werden das Übel beheben, sind sie doch selbst mit Ursachen der Krisenerscheinungen. Man verwarf Glauben im Sinne von „Fest für wahr halten", was die Kirche dogmatisch lehrt, und öffnete damit der Willkür Tür und Tor. Wir wußten doch immer, daß Glaube nicht n u r ein Fest-für-wahrhalten ist, aber er ist es eben a u c h. Läßt man diesen Aspekt unbeachtet, müßte es zur Krise kommen, wenn sie nicht schon da wäre.

Der wirklich auferstandene Christus (und nicht nur ein ödes, fades, langweiliges Interpretament) und die wirklich von IHM gegründete Kirche (nicht nur ein zufällig zusammengelaufener Haufen) und der von IHM gesandte Heilige Geist (der kein Privileg der Neuerungssüchtigen ist) sind klare Glaubenswirklichkeiten und damit auch das kirchliche Lehramt!

Wenn der Glaube die Welt wieder verändern soll, dann müssen wir uns daran erinnern, daß er übernatürlich ist, dann müssen wir wissen, daß auch heute noch bei Gott kein Ding unmöglich ist. Um die Kirche in ihrer öffentlichen Wirkung zu lähmen, bedarf es keiner besonderen Maßnahmen; es genügt schon, sie für ein nur innerweltliches Planen zu gewinnen, sie dazu zu verführen, sie als Gemeinschaft und in ihren einzelnen Mitgliedern nach rein weltlichen Maßstäben operieren zu lassen.

Über die Auserwählung

Gott ist ein Geheimnis. Er ist immer größer als unser Herz (1 Jo. 3, 20); er ist immer größer als unser Denken. „Gott ist Licht und in ihm ist keine Finsternis" (1 Jo. 1, 5). „Gott ist die Liebe" (1 Jo. 4, 8 und 16), und Gott ist gerecht und barmherzig in letzter Weise. „Gott will, daß alle Menschen Rettung finden und zur Einsicht in die Wahrheit kommen" (1 Tim. 2, 4). Gott will aber auch Freiheit: Der Mensch kann sich entscheiden; er trägt Verantwortung. Da aber die Menschen vielschichtig und wankelmütig sind, da Teufel, Welt und eigene böse Neigung uns immer wieder versuchen, ist keiner vor dem Ende — ohne besondere Offenbarung Gottes — seines Heiles gewiß. Vermutungen und Spekulationen jedoch über die Zahl der Erwählten sind müßig, da nur der allmächtige und allwissende Gott dies weiß.

Die Zahl wäre aber anscheinend, trotz der alle Menschen erreichenden und umfangenden zuvorkommenden Gnade, wohl geringer als sie in Wirklichkeit sein wird, wenn nicht Gottes Macht gleichsam zusätzlich aus überfließender Gnade die Widerspenstigkeit vieler besiegen und in die Freiheit der Liebe führen würde.

So heißt es im Magnificat der Jungfrau Maria (Lk. 1, 53): „Die Reichen läßt er leer ausgehen." Und in der Bergpredigt bei Lukas (6, 24) spricht der Herr: „Wehe euch, ihr Reichen, denn ihr habt euern Trost schon empfangen." Und bei Markus (10, 23—27) wird berichtet: Jesus blickte umher und sprach zu seinen Jüngern: „Wie schwer ist es für die Begüterten, in das Reich Gottes einzugehen!" Die Jünger erschraken über seine Worte. Jesus aber wiederholte ihnen: „Kinder, wie schwer ist es für jene, die auf Hab und Gut vertrauen, in das Reich Gottes einzugehen! Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in das Reich Gottes." Jetzt erschraken sie

noch mehr und sagten zueinander: „Wer kann dann gerettet werden?" Jesus blickte sie an und sprach: „Bei Menschen ist es unmöglich, aber nicht bei Gott; denn bei Gott ist alles möglich" (vgl. auch Mt. 19, 23—26; Lk. 18, 24—27).

Dieser tröstliche Hinweis sollte aber auf keinen Fall den schneidenden Ernst der Heiligen Schrift, gerade was die Frage der Auserwählten betrifft, zudecken. Die Texte lassen keinen Zweifel darüber, daß das sogenannte normale, anständige, gutbürgerliche Verhalten angesehener Reicher in sich betrachtet nicht auslangt, um selig zu werden, da der Durchschnittsreiche viel zu sehr am Götzen Reichtum hängt.

„Niemand kann zwei Herren dienen. Entweder wird er den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon" (Mt. 6, 24). Natürlich kann man anstelle des Reichtums, der Besitz- und Genußgier auch alle anderen das Herz ausfüllenden „Götzen" setzen! „Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz" (Mt. 6, 21; Lk. 12, 34). Im Kolosserbrief (3, 5) spricht Paulus ausdrücklich auch von Habgier, „die so viel ist wie Götzendienst". Diese Formen des Abfalls von Gott sind deswegen in gewisser Weise gefährlicher als der offene Bruch und der freche Verstoß gegen die 10 Gebote, weil sie unter dem Deckmantel bürgerlicher Wohlanständigkeit existieren, weil sie das eigene Gewissen einschläfern und gesellschaftlich — zunächst sicherlich oft ohne eigentliche heuchlerische Absicht — falsche Selbst- und Fremdeinschätzung, Lauheit und Oberflächlichkeit, also die Blindheit der Seele fördern und bestärken. Auch die geordnete, scheinbar biedere religiöse Lebensverzierung fördert den Selbstbetrug und täuscht allzu leicht über den Ernst der Lage hinweg. „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist" (Mt. 7, 21 par). Solange eben Religion nur Verzierung, Selbstbestätigung, Erfüllung religiösen Bedürfnisses, Gewohnheit und Rückversicherung ist, genügt es noch nicht, um das Ziel zu erreichen. Dies alles kann, soll und muß Anlaß, Ansporn, Anruf und Hilfe sein, aber es darf mit dem „einen Notwendigen", der Erfüllung des Willens Gottes, nicht verwechselt werden.

Neben diesen so gefährlichen, weil nicht gleich für alle sichtbar und nicht gegen den Geschmack der Welt verstoßenden Fehlhaltungen, die uns das Reich Gottes vorenthalten, stehen die anderen, gleichsam eine Etage tiefer, eher schon vom Durchschnittsverständnis anerkannten Verfehlungen, die vom Reiche Gottes ausschließen. Freilich ist dies bezüglich der Unzucht heute für viele, bis in die Kirche hinein, auch nicht mehr so deutlich. Doch klipp und klar und unmißverständlich sagt u. a. Paulus im ersten Korintherbrief (6, 9—10): „Gebt euch keiner Täuschung hin! Unzüchtige, Götzendiener,

Ehebrecher, Lüstlinge, Knabenschänder, Diebe, Habsüchtige, Trunkenbolde, Gotteslästerer, Räuber werden am Reiche Gottes keinen Anteil haben." Und im Galaterbrief (5, 19—21) heißt es: „Die Werke des Fleisches sind altbekannt: Unzucht, Unkeuschheit, (Schamlosigkeit), Wollust, Götzendienst, Zauberei, Feindschaft, Streit, Eifersucht, Zorn, Zwietracht, Spaltungen, Parteiungen, Mord, Trunksucht, Schwelgerei und dergleichen. Was ich euch vorausgesagt habe, das wiederhole ich: Die solches treiben, werden das Reich Gottes nicht erben." Der erste Timotheusbrief (1, 9—11) stellt fest, daß das Gesetz „unbotmäßigen Menschen" auferlegt ist, „Sündern, die sich Gott entziehen, niedrig gesinnten, unfrommen Menschen, die sich an Vater und Mutter vergreifen und sich am Leben vergehen. Unzüchtigen, Knabenschändern, Menschenhändlern, Lügnern, Meineidigen, oder was sonstwie in Widerspruch mit der gesunden Lehre steht — und Maßstab ist die Frohbotschaft, mit der ich betraut bin, von der Herrlichkeit des allseligen Gottes." Mit Menschenhändlern sind sicher nicht nur Sklavenhändler und Kuppler, sondern alle „gewinnsüchtigen Ausnützer persönlicher Abhängigkeiten" (O. Karrer) gemeint. Man könnte die neutestamentlichen Lasterkataloge vermehren. Sie zeigen, daß es nicht nur Sünde, sondern sehr konkrete schwere Sünden, die von der Gemeinschaft mit Gott ausschließen, gibt. Wer hier nicht bereut und umkehrt, ist nach biblischer Lehre verloren! Jede gegenteilige Behauptung ist selbst Abfall vom Evangelium. „Maßstab ist die Frohbotschaft" (1 Tim. 1, 11). Im ersten Petrusbrief (4, 18) lesen wir: „Und wird schon der Gerechte kaum gerettet, wo wird der Frevler und der Sünder alsdann bleiben?" Man erweist keinem einen Gefallen, wenn man diesen Aspekt der Offenbarung zu verniedlichen sucht! Mahnend sagt das Lukasevangelium (9, 23—26): „Dann sprach er zu allen: Wer mir nachfolgen will, muß sich selbst aufgeben, täglich sein Kreuz auf sich nehmen und so mir folgen. Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, der wird es retten. Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber dabei sich selbst verliert oder selber Schaden leidet? Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er in seiner Herrlichkeit, in der Herrlichkeit des Vaters und der heiligen Engel kommt."

Der geschilderten, gleichsam negativen Seite steht sehr deutlich eine positive gegenüber. Wer in Glaube und guten Werken „ausharrt bis ans Ende, der wird selig werden" (Mt. 10, 22; 24, 13; Mk. 13, 13). Wer beharrlich bittet, „der wird empfangen" (vgl. Mt. 7, 7. 8; Lk. 11, 9. 10). „Alles, was ihr im Gebet erfleht, werdet ihr empfangen, wenn ihr glaubt" (Mt. 21, 22). Viele ähnliche Mahnungen finden wir im Neuen Testament. Außerdem: Die in den Seligpreisungen (Mt. 5, 3—12; Lk. 6, 20—23) gemeinten Menschen, aber

auch großer Seeleneifer, der Sünder heimführt (vgl. Jak. 5, 20), und, von der kirchlichen Tradition sicher bezeugt, die wirkliche, nicht nur oberflächliche, Zuflucht bei Maria sind u. a. bedingte Sicherheiten bzw. vorbehaltliche Zeichen der Auserwählung.

Der vom Konzil von Trient (1545—1563) in feierlicher dogmatischer Entscheidung (22. Sitzung 1562) als irrtumslos erwiesene römische Meßkanon (jetzt Kanon Nr. 1) bringt nach dem Gedächtnis der Heiligen, „in primis gloriosae semper Virginis Mariae, Genetricis Dei et Domini nostri Jesu Christi", die Bitte um Annahme des Opfers, um irdischen Frieden für die heilige Kirche und die Bitte: „ab aeterna damnatione nos eripi, et in electorum tuorum jubeas grege numerari". „Entreiße uns der ewigen Verdammnis und laß uns der Herde deiner Auserwählten zugezählt werden!" Kurz vor der heiligen Wandlung, der Vergegenwärtigung des erlösenden Kreuzesopfers, im Blicke der Heiligen, insbesondere, wie wir sahen, der Mutter Gottes, werden also die dringlichen Flehrufe um die für uns so entscheidenden Gaben — früher in jeder Messe, Tag für Tag, jetzt noch in den der priesterlichen Benutzer dieses ehrwürdigen Kanons — dem allmächtigen Gott vorgetragen. Das war und ist stets die Lehre der katholischen Kirche.

Und ein weiteres: So sehr es, gerade heute, bedenkens- und beherzigenswerte Wahrheit ist, was der Apostel Paulus schreibt 1 Kor. 11, 27 f): „Wer deshalb unwürdig das Brot genießt oder den Kelch des Herrn trinkt, vergeht sich am Leib und Blut des Herrn. So prüfe man sich also selbst, und esse dann von dem Brot und trinke aus dem Kelch!", so gilt doch für die würdige Kommunion die Verheißung Christi (Jo. 6, 53—58): „Wahrlich, wahrlich sage ich euch: Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben und ich werde ihn am Jüngsten Tage auferwecken. Denn mein Fleisch ist wirklich eine Speise, und mein Blut wirklich ein Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich bleibe in ihm. Wie mich der lebendige Vater gesandt hat und ich kraft des Vaters lebe, so wird auch, wer mich ißt, durch mich leben."

Auf den würdigen und fruchtbaren, die Verheißung Christi einholenden und erfüllenden Empfang der hl. Eucharistie bereitet der rechte, öftere Empfang des Bußsakramentes vor, so ist es die einhellige, kirchliche Lehre der vergangenen Jahrhunderte. „Nicht ohne Einwirkung des Heiligen Geistes ist die häufige Beichte in der Kirche eingeführt worden", lehrte Pius XII.

So kennen wir den Weg. Jeder Leichtsinn ist ausgeschlossen, denn er wäre verderblich. „Bemüht euch, durch die enge Türe einzugehen!" (Lk. 13, 24), wie der Herr wiederholt spricht. Vertrauen auf Gott und frohe Hoffnung

begleiten dennoch den christlichen Lebensweg, „denn denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Besten" (Röm. 8, 28). In der „Nachfolge Christi" (1. Buch, 25 Kap.) heißt es u. a.: „Ich kenne jemand, der schwebte häufig in Ängsten zwischen Furcht und Hoffen. Eines Tages warf er sich in der Kirche bekümmert vor den Altar und ging mit sich zu Rate: Wenn ich doch wüßte, ob ich beharrlich bleibe! Sofort vernahm er innerlich die Antwort Gottes: Was würdest du tun, wenn du es wüßtest? Tue jetzt, was du alsdann tätest, und du kannst des Zieles sicher sein. Sogleich war er getröstet und gestärkt, er überließ sich dem Willen Gottes, und alle Angst war zerfallen. Er wollte nicht mehr neugierig forschen, was über ihn kommen werde, doch, „was Gottes Wille, was ihm wohlgefällig und vollkommen ist" (Röm. 12, 2) was Gutes zu vollenden sei, danach fragte er Tag und Nacht" (Übersetzung von Paul Mons). Ja, lebe so, als ob du auserwählt wärest, und du wirst am Ende mit Freuden feststellen, daß du auserwählt bist. Du wirst hören: „Du guter und getreuer Knecht! In wenigem bist du getreu gewesen, ich will dich über vieles setzen; gehe ein in die Freude deines Herrn!" (Mt. 25, 21).

Es bleibt bestehen: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit" (Ps. 110, 10) Der Apostel Paulus schreibt in seinem Freudenbrief genannten Text an die Philipper (1, 12): „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern" (vgl. 1 Kor. 2, 3; 2 Kor. 7, 15). Aber nicht knechtische Angst ist gemeint, sondern das Freisein von Ehrfurchtslosigkeit, Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit. Paulus fährt fort (Phil. 2, 13—16): „Gott ist es ja, der in euch das Wollen wie auch das Vollbringen wirkt über den guten Willen hinaus. Alles tut ohne Murren und Bedenklichkeiten, damit ihr untadelig und lauter seid, Kinder Gottes ohne Fehl inmitten eines verkehrten, verderbten Geschlechts, in welchem ihr leuchten sollt wie Sterne im All: beharrlich festhaltend am Wort des Lebens, mir zum Ruhme auf den Tag Christi hin, so daß ich nicht vergebens lief, noch umsonst mich plagte." An anderer Stelle (Gal. 6, 7—10) sagt Paulus als Warnung, zugleich aber auch als große, freudige Verheißung: „Täuschet euch nicht: Gott läßt seiner nicht spotten! Was der Mensch gesät hat, wird er auch ernten. Wer auf das selbständige Wesen sät, erntet von ihm Verderben; wer auf den Geist sät, erntet von ihm ewiges Leben. So laßt uns unermüdlich Gutes tun; wenn wir nicht nachlassen, werden wir zur rechten Zeit ernten. Darum laßt uns, solange wir Zeit haben, allen Gutes tun, vor allem den uns im Glauben Verbundenen."

DOKUMENTE, BRIEFE, INFORMATIONEN

Kardinal Heenan erklärt Experiment „Handkommunion" für beendet

Von Joachim Zimmermann

In Ergänzung des Beitrages „Ein beunruhigendes erzbischöfliches Schreiben aus England" (UVK 2/3, S. 151 ff.) ist mitzuteilen, daß lt. „Catholic Herald" vom 26. Mai 1972 John Cardinal Heenan, Erzbischof von Westminster, die experimentelle Praxis der sog. Handkommunion in seiner Diözese für beendet erklärte. Heenan, nach wie vor Freund des abartigen Brauches, führte aus:

„Die Diözesane Liturgische Kommission wird aufgefordert werden, Empfehlungen einzubringen, nachdem sie Berichte über dieses Experiment erhalten hat. Ich bin persönlich überzeugt, daß bei angemessener pastoraler Vorbereitung der Empfang der hl. Kommunion in die Hand weder zu Ehrfurchtslosigkeit noch zu einer Minderung des Glaubens an die wirkliche Gegenwart zu führen braucht.

In liturgischen Angelegenheiten ist jedoch die Meinung des Bischofs nicht der entscheidende Faktor. Das liturgische Gesetz fordert von uns, daß wir uns von der Nationalen Bischofskonferenz leiten lassen, welche Änderungen nur mit Zwei-Drittel-Mehrheit in geheimer Abstimmung autorisieren kann.

Die Bischöfe von England und Wales haben sich noch nicht wegen Erlaubnis, die gegenwärtige Weise der Kommunionspendung zu ändern, an den Hl. Stuhl gewandt. Mit Ende des Monats Mai hört das Experiment, die hl. Kommunion in die Hand zu reichen, auf."

Die genannte Ausgabe des „Catholic Herald" berichtet außerdem: „Mgr. Bruce Kent, Studentenseelsorger an der Londoner Universität, sagte, die Mehrheit der Studenten hätten sich in seinen Messen für die Handkommunion entschieden. ‚Einige Bischöfe haben den Messen beigewohnt und keine Einwendungen gemacht', erklärte er. ‚Am Sonntag will ich die Erklärung des Kardinals verlesen, und ich erwarte, daß die meisten sich danach richten, obwohl sie bestürzt und enttäuscht sein werden. Aber wenn einige darauf bestehen, sie in die Hand zu nehmen, ist es nicht meine Pflicht, sie am Empfang der Kommunion zu hindern.'"

Wie weit die Opposition schon gediehen ist, beweist auch diese Nachricht: „Fr. Wilfrid Trotman von St. Lukas, Pinner, Middlesex, sagte, die meisten seiner Pfarrangehörigen zögen die Handkommunion vor. Er habe noch nicht entschieden, was er jetzt tun würde. Die Instruktion war ‚ein kolossaler Schock. Sie wird eine ganze Menge Parochianen außer Fassung bringen'."

Miss Philippa Stewart Craig, katholische Verbandsfunktionärin, gesteht jahrelange Praxis der Handkommunion bei Konferenzen und betont die angebliche Bedeutsamkeit und den pastoralen Nutzen der Unsitte. Ein Schreiben soll den Kardinal von der „Trauer" unterrichten, „die seine Erklärung ausgelöst hat".

Besonders interessant ist diese Mitteilung: „Mgr. John Humphreys, der Sekretär der Nationalen Liturgischen Kommission, sagte, die Kommission habe zweimal fast einmütig dafür gestimmt, den Bischöfen den Rat zu erteilen, in Rom ein ‚Indult' zu erlangen und somit die Handkommunion in England offiziell freizustellen." Aus der Erzdiözese Westminster teilt „Catholic Herald" mit: „Fr. Edward Matthews, Sekretär der Westminsterer Liturgischen Kommission, erklärte, er habe zuvor nichts von den Anweisungen des Kardinals gewußt, der sie wahrscheinlich erlassen habe, um sich in Übereinstimmung mit den meisten Bischöfen zu befinden. Fr. Matthews wußte nicht, wie viele Pfarreien Handkommunion anboten, aber es sei ‚eine ganze Reihe' in Westminster und anderswo."

Ist es nun definitiv aus mit der Handkommunion in England und Wales? Sicher nicht, denn das Drängen „progressiver" Kreise wird weitergehen — mit Unterstützung des liturgischen Establishments. Wenn „die meisten Bischöfe" die des Landes sind, kann sich eine vielleicht längere Verzögerung ergeben. Es liegt mir ein Zeitungsausschnitt vom 28. 7. 1972 (leider ohne Namen des Blattes) vor, in dem ein Birminghamer Jesuit (Clifford Howell) für die Freigabe der Handkommunion agitiert unter der grotesken Überschrift „Besser und sicherer". Er beruft sich auf seine deutschen und französischen Erfahrungen mit der neuen Form und stellt die deutsche Regelung heraus, wonach der Kommunikant über die Spendeweise entscheidet. Daß dabei das Gewissen derjenigen Priester, die aus tiefster Überzeugung die Handkommunion ablehnen müssen, mit Füßen getreten wird, verschweigt Howell natürlich. „Die schrillen Schreie der Hyperkonservativen" haben nach seiner Meinung nur eine verzögernde Wirkung. „Aber es ist nur eine Frage der Zeit. Die begehrte Erlaubnis wird sicherlich zu gegebener Zeit gewährt werden. Quod defertur, non aufertur." Die traurigen Erfahrungen der letzten Jahre lassen diese Prognose als wahrscheinlich zutreffend erscheinen: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Wir können unsere englischen Gesinnungsfreunde nur ermutigen, den Kampf gegen den unseligen Abusus unbeirrt fortzusetzen [1].

[1] Die englischen Pressestimmen verdanken wir „UNA VOCE-SCOTTISH BRANCH" (Miss Mary Neilson, Hon. Secretary, 6 Belford Park, Edinburgh).

Polnische Bischöfe gegen Handkommunion

Die polnischen Bischöfe halten an der traditionellen Mundkommunion fest. Die Spendung der Kommunion in die Hand, wie sie in einer größeren Anzahl europäischer und außereuropäischer Länder seit etwa drei Jahren üblich wurde, ist in Polen nicht erlaubt.

Wie aus der Ostberliner katholischen Kirchenzeitung „St. Hedwigsblatt" hervorgeht, haben die Bischöfe die Chefredakteure der beiden katholischen Kirchenblätter in der DDR, „Tag des Herrn" und „St. Hedwigsblatt", gebeten, dies den Katholiken der DDR bekanntzumachen. Den Anlaß zu der Bekanntmachung bildet offenbar der

mit der gegenseitigen Öffnung der Grenzen zwischen Polen und der DDR zu Beginn dieses Jahres nach Polen eingesetzte Besucherstrom. Katholiken aus der DDR begehren bei Gottesdienstbesuchen in dem Nachbarland immer wieder die Handkommunion.

Man komme dem Wunsch des polnischen Episkopats „gern" nach, heißt es im „St. Hedwigsblatt". „Wir hoffen auf das brüderliche Verständnis aller, die auf ihrer Reise nach Polen die heilige Eucharistie empfangen, daß sie dort auf die Handkommunion verzichten", so appelliert die Zeitung an ihre Leser. Die „Sorge um die Einheit der Gesamtkirche und der Respekt vor der geistlichen Ordnung der Teilkirchen" stelle diese Aufgabe, so wird in der Zeitung ausgeführt. Das Blatt erinnert in diesem Zusammenhang daran, daß die Zulassung der Handkommunion auf einen päpstlichen Erlaß aus dem Jahre 1969 zurückgeht, in der Paul VI. zwar grundsätzlich an der Kommunionspendung in den Mund festhielt, jedoch den regionalen Bischofskonferenzen „unter der Berücksichtigung ihrer besonderen örtlichen Seelsorge-Situation" gestattete, „nach mehrheitlicher Abstimmung unter Darlegung ihrer Gründe beim Heiligen Stuhl auch die Handkommunion erbitten zu dürfen".

Der Bischof von Berlin und Vorsitzende der „Ostberliner Ordinarienkonferenz", Kardinal Alfred Bengsch, hatte anläßlich der Einführung der Handkommunion in seinem Bistum in einem pastoralen Schreiben festgestellt, er empfehle „mit dem Heiligen Vater und der überwiegenden Majorität des Weltepiskopates nachdrücklich den bisherigen Ritus des Kommunionempfanges". Das „St. Hedwigsblatt" unterstreicht jetzt die Tatsache, daß sich bei der Umfrage, die der Papst vor drei Jahren unter den Bischöfen der lateinischen Kirche halten ließ, der weitaus größte Teil, nämlich 1233, gegen die „Handkommunion" ausgesprochen hatte, während 567 dafür waren und 315 ihr „mit Vorbehalt" zustimmten.

Aus dem Kirchenblatt der Diözese Münster „Kirche und Leben" vom 9. Juli 1972

Die neue Liturgie

Von P. Paul Schindler SVD

Der folgende Abschnitt ist der Anfang eines Artikels mit dem Titel „Die neue oder erneuerte Liturgie" von dem Schriftleiter der Zeitschrift „suchen und finden", die vom Winfriedbund herausgegeben wird.

Man muß es schon sagen: die neue Liturgie ist für viele, ja sehr viele Priester und Gläubige ein wahres Kreuz. Von der Euphorie, die bei den ersten Neuerungen verständlich war, ist nichts mehr geblieben. Überall wird geklagt über die Willkür, mit der sie gebraucht oder mißbraucht wird; überall stößt man auf Übersetzungen der lateinischen Texte, die Priester und Volk auf die Nerven gehen oder über die man nur entrüstet sein kann. Was haben sich die Übersetzer, die Liturgiker und Exegeten eigentlich dabei gedacht, immer neue Texte oder Änderungen zu produzieren und ewig neue Experimente damit zu machen und vorzuschlagen? Jahrelang hat man uns schon herumgeführt, und

nichts ist beständig geblieben. Die ersten Schott-Lesungen für die entsprechenden Zeitabschnitte gingen noch ab wie frische Semmeln; heute bleibt man darauf sitzen, weil keiner sie mehr haben will. Die actuosa participatio (aktive Teilnahme) am Gottesdienst ist auf ein Minimum zurückgegangen, man steht oder sitzt die Messe heute ab mehr noch als früher, wo man wenigstens mitsingen konnte und die Altarglocken die Höhepunkte angaben. Heute ist es in vielen Gottesdiensten fast totenstill, oder man hört nur die eintönige Stimme des Zelebranten und Lektors. Liturgische Erneuerung, eine volle Pleite! Und wenn man keinen Organisten hat, ist das Fiasko vollends da.

Schlimmer als dieses Versagen im äußeren Ablauf des Gottesdienstes ist aber das Versagen der Textgestaltung, angefangen von den neuen Namen der Feste und Sonntage bis zu den gewagten und oft sogar falschen Übersetzungen der hl. Texte. Die Entsakralisierung hat überall Einzug gehalten und ist zur Profanisierung geworden. Mit fast ängstlicher Scheu hat man die Gebetsabschlüsse aller religiösen Ehrfurcht entkleidet; das Wort „heilig" kommt nicht mehr vor. Es gibt nach diesen Neuerern also kein „heiliges" Evangelium mehr, es schließt jedes Gebet nicht mehr „durch unseren Herrn Jesus Christus, Deinen Sohn", sondern nur noch „durch Christus unseren Herrn".

Aus „suchen und finden", 21. Jahrg., August 72, S. 142

Lateinische Meßfeier in Tiflis

Der Landespräses des „Reichsbundes", einer Organisation katholischer Männer und Jungmänner Österreichs, Prof. Johannes Häusler, berichtet in der Juli/August-Nummer 72 der Verbandszeitschrift „Die Wacht" von seinen Reiseeindrücken in der Sowjetunion. Er besuchte u. a. Tiflis, die Hauptstadt der Georgischen SSR. Georgien hatte 1917 noch 2455 Kirchen, von denen heute nur noch etwa 100 für den Gottesdienst geöffnet sind — in einem Volk von 4 Millionen Menschen, die 60 Nationalitäten angehören. Bemerkenswert scheinen uns folgende Mitteilungen in dem Bericht:

Die einzige katholische Kirche der Stadt ist heute die Peter-und-Pauls-Kirche, ein ansehnlicher Bau mit barokker Innenausstattung. Ich fand dort einen jungen Priester, stellte mich ihm vor, wies mich als Priester aus, und sichtlich erfreut lud er mich ein, den Abendgottesdienst zu halten.

Er erzählte mir, daß er aus der Ukraine stammt, und da es dort keine Möglichkeit mehr gibt, katholischer Priester zu werden — nach der gewaltsamen Liquidierung der uniierten Kirche —, ging er als Arbeiter nach Riga, trat dort nach einiger Zeit in ein Priesterseminar ein, wurde vom lettischen Bischof zum Priester geweiht und nun nach Tiflis beordert . . .

Mein schönstes Erlebnis war der Abendgottesdienst, den ich mit der Gemeinde feiern durfte. Letzte liturgische Neuerungen konnten nicht vollzogen werden, hier geht es um Wesentlicheres. Ich feierte den Gottesdienst in lateinischer Sprache, das Volk antwortete lateinisch; die Leidensgeschichte las der

Vikar russisch.

Nach dem Gottesdienst hatte ich das Bedürfnis, zu dieser Gemeinde, deren Schicksal mir zu Herzen ging, ein paar Worte zu sprechen: Von der Freude, daß ich als österreichischer Priester mit ihnen die Messe feiern durfte, von der Verbundenheit der Katholiken in der Welt und davon, daß wir oft an die Katholiken des Ostens denken . . .

Die Leute kamen auf mich zu, reichten mir die Hand, und viele von ihnen hatten Tränen in den Augen.

Aus „Die Wacht", 26. Jahrg., Nr. 4, S. 15

Bedeutung des Lateins für die Kirche

Einem Brief an den Vorstand von Una-Voce-Deutschland vom 4. 5. 72 entnehmen wir folgende interessante Passage:

Sie haben mir vor einigen Wochen ein Memorandum zugeschickt als Aufforderung, im Sinne der UV aktiv zu werden. Sie haben da einige Gründe für die Beibehaltung des Lateinischen in der hl. Messe angeführt. Sicher gute und gewichtige Gründe. Aber, nach meiner Meinung, nicht den entscheidenden Grund. Der liegt meines Erachtens darin: Wir brauchen eine einheitliche Sprache in der Kirche als Mittel der gegenseitigen Verständigung und als Grundform und Ausgestaltung des einen Geistes, des einen Glaubens und der einen Wahrheit im Reiche Gottes. Sprachverschiedenheit ist ihrem Wesen nach etwas Trennendes. Sie ist die Ursache unzähliger Feindschaften. Der Sprachenstreit an der katholischen Universität beweist das zur Genüge. Er beweist auch, wie schwer selbst der eine Glaube eine solche Barriere überwinden kann. Ohne eine einheitliche Sprache — praktisch heißt das: ohne Latein — ist die Einheit der Kirche nur sehr schwer zu wahren. Theoretisch ist das wohl denkbar, praktisch aber zu 99 % unmöglich. Die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, das eine Lehrgut der Kirche klar und unverfälscht weiterzugeben, wird mit steigendem Abbau des Lateinischen auch ebenfalls in steigendem Maße eingeengt und verringert.

Wer meint, die Lehre der Kirche könne auch ohne das Latein unverfälscht erhalten werden oder die Kenntnis des Lateinischen könne ohne den Gebrauch in der Liturgie und der kirchlichen Praxis lebendig bleiben, hat theoretisch recht genauso, wie er theoretisch recht hat mit der Behauptung, der Autoverkehr auf der Straße könne sich ohne Unglücksfälle abwickeln. Praktisch heißt aber verminderter Gebrauch des Lateinischen auch verminderte Kenntnis des Lateinischen. Und die verminderte Kenntnis des Lateinischen bedeutet unweigerlich verminderte Kommunikationsfähigkeit. Und daraus ergibt sich verminderte Kommunikationsneigung oder besser, gesteigerte Kommunikationsabneigung. Und damit ist der Boden bereitet für Meinungsverschiedenheiten, Eigenbrödeleien und Spaltungen.

Diese Seite des „Latein- oder Deutsch"-Problems ist für mich der entscheidende Grund für die Beibehaltung des Lateinischen in der Liturgie.

Für den Gebrauch der Muttersprache in der Liturgie spricht die Tatsache, daß die Gläubigen so die liturgischen Texte verstehen können. Sie können so leichter in den Wahrheits- und Aktionsgehalt der Liturgie eindringen. Dieser grundsätzliche Vorteil muß aber in sei-

ner praktischen Verwirklichung gesehen werden.

Die Muttersprache kann in der Liturgie auf zweifache Weise eingesetzt werden. Man kann die liturgischen Texte in einem Buche mitlesen. Man kann sie sich vorlesen lassen. Und dann hört man die Texte nur.

Welcher Weg führt am sichersten zu einem guten Verständnis der Texte? Wer die Sache ausprobiert, wird feststellen, daß das Mitlesen das bessere und leichtere Mittel zum Verständnis ist. Wer an Hand des Schott die Messe mitfeiert, bekommt mehr mit vom Gedankengehalt der jeweiligen Eucharistiefeier. Wenn man meint, man könne den Gebrauch des Schott nicht jedem zumuten, möchte ich dazu sagen: Wer nicht die Energie hat, den Schott mitzulesen, hat für gewöhnlich auch nicht die Energie und Konzentration, so genau auf die vorgetragenen Texte hinzuhören, daß er von dem Vorgelesenen etwas profitiert. Dazu kommt dann noch eventueller schlechter Vortrag oder schlechte Akustik. Daraus ergibt sich: es ist in keiner Hinsicht zwingend, daß der Priester die Texte der Liturgie in der Muttersprache vorträgt, damit den Gläubigen das Verständnis der Liturgie ermöglicht wird. . . .

Mit herzlichem Gruß in hilaritate fidei
Ihr Pater F. W.

Vorkonziliares lateinisches Gemurmel

Unter vorstehender Überschrift veröffentlicht das „Würzburger katholische Sonntagsblatt" 119/30 vom 23. 7. 72 einen Leserbrief. Er ist eine Erwiderung auf diese abwertende Formulierung in einem vorher publizierten Artikel.

Der Beitrag „Sonntag in Wilna" in Nr. 27 des Sonntagsblattes stimmt nachdenklich. Den Eindruck, den der Verfasser mitteilte, wird jeder, der in den Ostblockstaaten Gottesdienste besucht hat, bestätigen können: Die Kirchen sind meist voll, auch bei zehn Grad Kälte, die Leute beten meist aus zerschlissenen Gebetbüchern (nur in der DDR kann man, weil die westdeutsche Bischofskonferenz hilft, neue Gebetbücher aus dem St.-Benno-Verlag kaufen), beten nicht selten während der Messe den Rosenkranz, der Priester liest mit dem Rücken zum Volke (für die neuen „Opfertische" fehlt das Geld; genauer: man hat hier andere Prioritäten gesetzt), und zwar normalerweise lateinisch.

Man kommt zurück in den Westen und stellt fest, daß die Kirchen wiederum ein wenig leerer geworden sind. Man fragt sich, warum. Denn hier ist doch angeblich alles gemäß den Dekreten und dem Geiste des Konzils reformiert. Selten hört man ein lateinisches Wort. Die Kirchen sind angenehm temperiert. Gebetbücher liegen am Eingang bereit.

Der in den Westen Heimgekehrte gerät aus dem Grübeln ins Zweifeln. Denn die vielen falschen und verundeutlichenden Übersetzungen wecken während der Eucharistiefeier Zweifel statt Andacht. Predigten, die oft der Spätaufklärung zuzuordnen sind, in denen also in erster Linie von der neuen Erde und der neuen Gesellschaft die Rede ist und das Wort „Gottesmutter" gemieden wird, verstärken den Zweifel. Bekommt man zum Schluß noch neue,

leicht schwachsinnige Formeln zu hören („Ich wünsche Ihnen trotz des Regens einen angenehmen Sonntag"), so bleibt die bittere Frage, ob von der im Westen als vorkonziliares Gemurmel bezeichneten heiligen Messe, von der Andacht mit Litanei und sakramentalem Segen und selbst von der gipsernen Madonna nicht doch ein diesseits der Grenzen allmählich versiegender Segen ausgeht.

Prof. Dr. A. Wendehorst,
Erlangen

Liturgische Ferienimpressionen

Von Joachim Zimmermann

Wer die hl. Messe nach dem bisherigen Missale feiert, der lateinischen Kultsprache den gebührenden Raum gewährt (z. B. durch das sonntägliche Volkschoralamt und andere Ämter), auf die Bewahrung der Mundkommunion bedacht ist, dazu das Glück hat, in einer historisch bedeutsamen, vom Bildersturm unberührten Kirche Dienst tun zu dürfen, weiß wohl um das liturgische Elend, bleibt aber trotz allem Kampf dagegen in einer gewissen — glücklichen — Distanz, mag sich auch in demselben Gotteshaus zu anderer Zeit höchst Unerfreuliches abspielen. Reist man aber, so wird einem die Misere durch unmittelbare Anschauung neu bewußt. Es sei mir gestattet, einige diesjährige Eindrücke zwanglos darzustellen.

Zu I. „mußte" die alte Kirche einem aufwendigen Neubau weichen, der äusserlich nach passabel erscheint, innen aber eine erschreckende Kälte ausstrahlt. Im Gespräch mit Einheimischen artikuliert sich Unzufriedenheit, nicht zuletzt darüber, daß der Herr Geistliche Rat für einen üppigen neuen Pfarrhof zu sorgen wußte, obwohl der alte so solide war, daß man „Mühe hatte, ihn abzubrechen". Eine Frau findet die neue Messe nüchtern, eher protestantisch als katholisch. Sie fühlt sich nicht mehr „zu Hause" und geht bloß aus Pflichtbewußtsein zum Gottesdienst.

In W., wo ich längere Zeit bleibe, weist die barocke Pfarrkriche einen überflüssigen „Volksaltar" auf, dem man ansieht, wieviel er gekostet hat, obwohl er ein stilwidriger Fremdkörper ist. Die Kommunionbank mußte der Neuerungssucht weichen. Die Gepflogenheiten beim Empfang des hl. Mahles machen mir klar, daß ich dort nicht zelebrieren kann. Zum Glück gibt es das Kloster der Dominikanerinnen, wo ich auf dem Schwesternchor, der eine Art Oberkirche bildet, still und lateinisch nach dem Meßbuch Pius' V. das hl. Opfer darbringen darf. Ich bin nicht der einzige, der von dieser Möglichkeit Gebrauch macht. Die Nonnen sind freundlich und verpflichten zur Dankbarkeit. Freilich, aus der Unterkirche tönt jedesmal der Wortschwall deutscher Konzelebrationen empor. Das stört, sosehr ich mich um Konzentration mühe. Dieser Verbalismus ist entsetzlich, eine wahre Inflation.

Übrigens hat man bei diesen Meßfeiern zuweilen den Eindruck, als werde nicht konsekriert, nicht in persona Christi priesterlich gehandelt, sondern

bloß ein Einsetzungsbericht verlesen. Außerdem, man mag noch so viele Freizügigkeiten und unerlaubte Texte erleben, in einem besteht „bewundernswerte" Uniformität: in der Verwendung des heftig umstrittenen „für alle". Ob diese „Gehorsamen" wohl auch einmal etwas lesen wie die sorgsame Untersuchung von Wilfried Pigulla „Das für viele vergossene Blut", welche mit der richtigen Feststellung schließt: „Der ‚orthodoxia' entspräche es, im Kelchwort das unbestimmte ‚für viele' stehenzulassen" [1]?

Einen traurigen Nutzen ziehe ich jedenfalls aus dem ungewollten Mithören der neuen deutschen Messe (oft in ungepflegtester Aussprache): noch tieferes Verständnis für die Not vieler Katholiken, die dem Reformgottesdienst ständig ausgesetzt sind und keinen Ausweg finden. Auch die Sakristeischwester gesteht mir, daß sie die Redeflut der „Gemeindemesse" bedrückt und der innerlichen Teilnahme beraubt. Vielleicht geht es den anderen Nonnen weithin ebenso, die oft noch in beträchtlicher Zahl den lateinischen „Privatmessen" beiwohnen.

Eine Fahrt in das mehrheitlich lutherische M. gibt mir die Gelegenheit, zwei vorreformatorische Kirchen zu besichtigen. Ihre Altäre dienen nicht der Darbringung des eucharistischen Opfers, und doch sind sie weitaus „katholischer" als viele in unseren reformistischen Gotteshäusern. In St. M. betet, als ich eintrete, der Pastor gerade das Vaterunser: in einer Richtung mit der Gemeinde, das Gesicht dem Chore zugewandt. In der katholischen Pfarrkirche ist es (natürlich) anders, und der ältere Priester trägt ein liturgisches Phantasiekostüm bei der hl. Messe.

K. besitzt in der St.-B.-Kapelle ein Kleinod spätgotischer Baukunst. Vor den wunderschönen Altar hat man einen plumpen Holztisch gesetzt, der in fataler Weise an das Mobiliar von Wirtshäusern erinnert. Der katholische Kirchenmusiker der Stadt erklärt mir die kostbaren Gemälde der Kapelle und macht sich über den biertischähnlichen Voraltar lustig. Er redet ironisch von den „unabdingbaren Notwendigkeiten des liturgischen Fortschrittes" und kennzeichnet die Verdrängung des Lateinischen als Zerstörung seiner künstlerischen Möglichkeiten. Wenn er noch einmal gregorianischen Choral singen darf, betet der Pfarrer alles auf deutsch. Das aber sei ein unerträgliches „mixtum compositum".

Die winzige Ortschaft F. besitzt eine kleine Kapelle. Nur für wenige Gläubige ist Platz darin. Trotzdem hat der zuständige Geistliche einen elenden Tisch vor den Altar stellen lassen, der zu der barocken Innenausstattung nicht im geringsten paßt. Es ist unglaublich, wie ein falsches Reformprinzip zu Tode geritten wird.

So großartig und faszinierund ist die Basilika von O., daß man den kläglichen Voraltar fast übersieht. Erschütternd aber wirkt das ehrfurchtslose Treiben zahlreicher Besucher. Man fühlt sich versucht, von Touristenpöbel zu reden. Ungenierte laute Unterhaltung und skandalös unschickliche Kleidung scheinen an der Tagesordnung zu sein. Ein Mann entzündet innerhalb des Heiligtums seine Zigarre. Zwar fordert eine Tafel am Eingang zu angemessenem Verhalten auf, aber die Söhne des hl. Benedikt haben wohl angesichts der dreisten Respektlosigkeit resigniert. Oder besteht gar für einige der Unterschied zwischen Sakral und Profan nicht mehr?

[1] Münchener Theologische Zeitschrift, Heft 1/1972, S. 72 ff.

An einem Nachmittag finde ich in der Spitalkirche zu F. den Altar zur Messe bereitet; der Kelch steht mit der Patene ohne Velum da. Links und rechts vom Altar, auf dem sich (noch?) der Tabernakel befindet, ist eine Tür. Eine Ordensfrau geht vor dem Allerheiligsten hin und her, aber die Kniebeugung vor dem Sakrament ist für sie nicht mehr selbstverständlich. Schließlich erscheint eine Gruppe von etwa zwanzig Kroaten mit ihrem Seelsorger, der als einziger eine Kniebeugung macht. Ich weise die Nonne, offenbar die Sakristeischwester, als sie durch das Kirchenschiff an mir vorbeikommt, freundlich darauf hin, daß sie das Velum vergessen habe, das auch nach den neuesten Bestimmungen immer noch vorgeschrieben sei[2]. Sie entgegnet mir schnippisch, „diese Zeiten" seien „vorbei". Die Kirche besitzt (wohl wegen ihrer Kleinheit) keinen Voraltar und keinen Ambo. Der kroatische Geistliche steigt zum Altar empor und wendet sich sogleich mit dem Rücken zum Tabernakel und vollzieht in dieser Stellung die sog. Eröffnung (ritus initiales) der neuen Messe. Der Begrüßung folgt ein zehnminütiges Gerede. Erst zur Oration wendet sich der Priester zum Altar. Die ganze Zelebration wirkt lässig und formlos. Es drängt sich mir der Gedanke auf, daß, wenn ich ein katholischer Kroate wäre, ich mich ganz besonders tief vor den orthdoxen Serben schämen müßte. Auch diese landessprachliche neue Messe deprimiert mich, und natürlich ist der Eindruck nationalkirchlicher Zersplitterung sehr intensiv.

Wenn ich auch keine spektakuläre liturgische Anarchie zu berichten hatte, so sind doch diese Ferienimpressionen nicht weniger entmutigend. Sie spiegeln den liturgischen Alltag wider, und sein Kolorit ist grau. Kaum wieder zu Hause, komme ich nach einem Gottesdienst mit einer Ordensfrau ins Gespräch. Sie ist im Urlaub hier und seit Jahrzehnten im Bistum Roermond tätig. Schmerzlich bewegt berichtet sie von den Kampagnen gegen Bischof Johannes Matthias Gijsen. Und dann muß ich noch eine Skandalgeschichte von ihr hören: ein Kaplan habe vor Nonnen erklärt, was an Hostien nach der Kommunion übrigbleibe, könne man ruhig an die Hühner verfüttern. Soll man sich da wundern, wenn die Zweifel an der Gültigkeit gewisser Meßzelebrationen zunehmen?

[2] Institutio Generalis Missalis Romani, 80 c.

Gute Wünsche an einen lutherischen Pastor

Von Joachim Zimmermann

Mehrfach haben wir in UVK auf die lutherische Gemeinde „Brüdern" in Braunschweig und ihren mutigen Pastor, Herrn Dr. theol. H. Lieberg, der leider im Februar dieses Jahres einem Verkehrsunfall zum Opfer fiel, hingewiesen. Der von ihm herausgegebene „Rundbrief für Christen Augsburgischen Bekenntnisses" brachte manche kompetente Kritik an unguten nachkonziliaren Phänomenen in der katholischen Kirche. Dr. Liebergs Lebenswerk bestand in dem unermüdlichen Bemühen, in seiner Gemeinde ein strenggläubiges Luthertum mit liturgischem Reichtum aus katholischem Erbe zu

verbinden. Von daher erklärt sich auch seine Betrübnis über gottesdienstliche (und theologische) Verfallserscheinungen auf unserer Seite.

Am 19. Juni 1972 wurde Pastor Rudolf Schubach aus Schirnding/Ofr. zum Nachfolger Dr. Liebergs gewählt. Der „Brüdern"-Rundbrief vom 25. Juni 1972 charakterisiert ihn folgendermaßen: „Pastor Schubach hat in seiner dreizehnjährigen Tätigkeit in Schirnding ein lebendiges gottesdienstliches Leben erwecken können mit sonntäglicher (!) Kommunion, wobei die reichen liturgischen Formen wie Meßgewänder, Scholaren etc. Ausfluß des Glaubens an die realpräsentische Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi in, mit und unter den Gaben von Brot und Wein sind. Sämtliche Catholica, die uns an ‚Brüdern' unerläßlich sind, wie die Elevation des Leibes und Blutes Jesu Christi, die Sumierung der reliqua sacramenti (Verzehren der am Schluß der hl. Messe übriggebliebenen konsekrierten Elemente), die geschlossene Kommunion, das gesamte Leben im persönlichen und gemeindlichen Bereich aus der Feier der hl. Messe heraus, die man — so Pastor Schubach — eigentlich jeden Tag feiern muß, die Liebe zum Stundengebet der hl. Kirche, das feste Stehen auf der Heiligen Schrift als dem unfehlbaren heiligen Wort Gottes und auf dem luth. Bekenntnis, insonderheit der ungeänderten Augsburgischen Konfession, als der von ihr genormten Norm allen Lehrens und Lebens, ein starkes, mutiges Bekenntnis angesichts unserer katastrophalen kirchlichen Lage: all das steht bei Pastor Schubach außer Frage fest." Demnach wird sich am Kurs der „Brüdern"-Gemeinde nichts ändern. Das darf uns auch als Katholiken freuen. Freilich, wir sind mit diesen lutherischen Christen nicht eines Glaubens. Wichtige Lehrfragen sind kontrovers, nicht zuletzt die der kirchlichen Ämter (apostolische Sukzession). Aber Gemeinsamkeit gibt es auch, so u. a. die Ablehnung der Interkommunion ohne Einheit im Glauben („geschlossene Kommunion"). In der Bemerkung über die „reliqua sacramenti" dürfen wir vielleicht gar eine gewisse Offenheit für die katholische Lehre von der Permanenz der Realpräsenz erblicken. Wir wissen, daß in „Brüdern" dem eucharistischen Christus mehr ehrfürchtige Liebe (keine Steh- und Handkommunion!) zugedacht wird als in vielen Kirchen unserer eigenen Konfession, und die Gottesdienste dort in Braunschweig dürften erheblich mehr sakrale Wärme ausstrahlen als zahllose reformistische Meßfeiern auf unserer Seite. Das verbindet über die Grenzen hinweg zu einem ökumenischen Kontakt, der deshalb so ehrlich ist, weil die Bekenntnisfundamente beiderseits klar sind und eine heute so moderne Verschleierung der Wahrheitsfrage ausschließen. Pastor Schubach verdient wegen seines Bekennermutes höchsten Respekt, den wir ihm auch — und gerade — als Katholiken zollen. Sein Widerstand gegen das sog. Beauftragungsgesetz der bayerischen Landessynode, nach welchem auch Theologinnen (mit und ohne „Ordination") Wort und Sakrament verwalten dürfen, brachte ihn an den Rand der Amtsentlassung durch den lutherischen Landeskirchenrat in München. Wir zitieren aus Schubachs seinerzeitiger Kanzelerklärung: „Das ... angenommene Gesetz gesteht Frauen, die Theologie studiert haben, die Verwaltung des Altarssakramentes in ihrem Dienstbereich zu. ... So schwierig auch hier die Fragen im einzelnen sind, kann ich um die Feststellung nicht herumkommen, daß die Synode damit eine Entscheidung getroffen hat, für die sie nicht zuständig ist, die dazu noch — was viel schwerwiegender ist — gegen klare

Weisungen des Neuen Testamentes steht. Darum können von ... Frauen gehaltene Sakramentsfeiern nicht Eucharistiefeiern der Kirche sein. Dieser offene Bruch mit dem Wort der Heiligen Schrift, dazu mit der einstimmigen Überlieferung der Kirche aller Jahrhunderte und auch unserer eigenen Überlieferung kann für unsere Kirche, die sich rühmte, die Kirche des Wortes zu sein, nur verderbliche Folgen haben. Ich muß diese Entscheidung und die, die wahrscheinlich bald folgen werden, eine Irrlehre nennen, die Menschen um ihre Seligkeit bringen kann, nicht zuletzt deswegen, weil fortan niemand mehr sagen kann: ‚Es steht geschrieben!'"

Solche Entschiedenheit vermißt man zuweilen selbst bei katholischen Bischöfen. Am 11. Juni 1972 präsentierte das ZDF in der Sendung „Mitra, Macht und Management" den Trierer Ordinarius und deutschen Liturgiebischof, Dr. Bernhard Stein. Dieser erklärte, „er halte es ‚für möglich und wahrscheinlich', daß im Jahre 2000 verheiratete Männer als Priester in seinem Bistum tätig seien. Das gelte in etwa auch für den Priesterdienst von Frauen. Die bisher vorgetragenen theologischen Argumente erschienen ihm nicht unbedingt durchschlagskräftig ..."[1]) Übrigens haben sich auch die Mitglieder der alt-katholischen Bischofskonferenz der Utrechter Union auf ihrer Berner Sitzung vom 10. bis 15. April 1972 (in Abgrenzung von höchst beklagenswerten anglikanischen Konzesionen) gegen den priesterlichen Dienst von Frauen erklärt[2]).

Gerne sprechen wir Pastor Schubach unsere Segenswünsche zu seinem Amtsantritt in Braunschweig aus. Möge seine Wirksamkeit für recht viele gläubige Lutheraner ein Zeichen der Hoffnung sein! Möge er — wie sein Amtsvorgänger — den an lauteren ökumenischen Beziehungen interessierten Katholiken den Dienst eines auferbauenden Dialoges nicht versagen!

[1]) „DT" Nr. 71 vom 14. Juni 1972
[2]) „Christkatholisches Kirchenblatt" (Bern) vom 13. Mai 1972

Offener Brief an Frau Professor Dr. Uta Ranke-Heinemann

Die Veröffentlichung des folgenden Briefes erfolgt verspätet. Er war ursprünglich einer anderen Zeitschrift zur Publikation übersandt worden, die ihn aber nicht gebracht hat. Frau Uta Ranke-Heinemann hat wiederholt zu theologischen und religiösen Fragen in einer Weise Stellung genommen, die schweres Ärgernis erregt hat. Eine ihrer schlimmsten Entgleisungen war der Versuch, dem Papst die Mitschuld für die vielen illegalen Abtreibungen zu geben, da er durch die Enzyklika „Humanae vitae" den freizügigen Gebrauch der „Pille" beschränkt habe. Auch über das Priestertum der Frau hat sie unhaltbare Thesen vertreten. Da sie weiterhin katholische Theologie an der pädagogischen Hochschule in Neuß lehrt, halten wir die Veröffentlichung des freimütigen Briefes für gerechtfertigt. (d. Red.)

Sehr geehrte Frau Professor Dr. Ranke-Heinemann,

am 15. 3. 72 wurde im Fernsehen Ihr „Porträt" gesendet mit dem Titel „Die

Kirchenlehrerin". Daß „Kirchenlehrer" ein theologisch eindeutig festgelegter Titel ist, der von der kirchlichen Autorität verliehen wird, dürfte Ihnen und wohl auch den theologischen Sachbearbeitern dieser Sendung bekannt sein. Falls letzteres nicht zuträfe, hätten Sie an der Form und Herstellung dieser Sendung so viel Interesse haben müssen, um einen solchen Mißgriff zu verhindern. Denn die vier für den Kirchenlehrer charakteristischen Merkmale treffen auf Sie wirklich nicht zu: zu Lebzeiten kann man schlechterdings nicht von einem heiligen Leben sprechen; man kann Ihre theologische Leistung nicht so hoch werten, wie es dafür nötig wäre; vor allem aber ist die Rechtgläubigkeit dessen, was Sie lehren, und die kirchliche Anerkennung dafür äußerst fraglich (vgl. Rahner-Vorgrimler: Kleines theologisches Wörterbuch — Freiburg, Herdertaschenbuch 108/9, S. 205). So fragt man sich, ob es sich bei diesem Titel um eine von Ihnen und dem Fernsehen bewußte Provozierung amtskirchlicher Autorität, die in dieser Titelverleihung zum Ausdruck kommt, handelt (1970 wurden Theresia von Avila und Katharina von Siena durch unseren Papst mit diesem Titel ausgezeichnet) — oder ob Sie selber sich tatsächlich für eine Kirchenlehrerin halten sollten — oder, wenn man den anschließenden Film mit in Betracht zieht, ob man Sie mit einer ziemlichen Portion Ironie so genannt haben sollte. Ich will es nicht hoffen, aber es wirkt durchaus so.

Durch Ihre Äußerungen zu Ihrer persönlichen Gläubigkeit und zur katholischen Kirche haben Sie mich auch persönlich sehr enttäuscht! Sie sind mir ja nicht unbekannt, und Sie waren oder schienen mir wenigstens vor etwa 16 bis 17 Jahren — also bald nach Ihrer Promotion ganz anders eingestellt zu sein. Sie hatten damals eine Dozentur am Erzbischöflichen Seminar für Katechetik und Seelsorgehilfe auf dem Bonner Venusberg erhalten, und zwar für mehrere Fächer, die vorher jeweils Fachprofessoren versehen hatten, und eigens für Sie war auch das neue Fach „Konfessionskunde" geschaffen worden. Notwendig war es eigentlich nicht, da die wichtigsten Unterscheidungslehren bereits im Fach Dogmatik behandelt waren, aber man kam Ihnen von kirchlicher Seite entgegen, so daß Sie auch — ohne Assessorexamen — damals zum Religionsunterricht an der Höheren Schule der Liebfrauenschwestern in Bonn zugelassen wurden. Gewiß kommt das auch gelegentlich bei anderen Theologen vor. — Nur möchte ich Sie bei dieser Gelegenheit doch daran erinnern, daß Sie nicht „n u r Schwierigkeiten mit der Kirche" von Anfang an hatten, wie Sie in der Sendung behaupteten; Sie hatten auch Hilfe. Sie waren ungemein fleißig und fähig, wenn Sie selbstverständlich auch nicht das leisten konnten, was vorher eben drei verschiedene Professoren in ihrem Spezialfach geleistet haben, so daß für uns Seminaristinnen schon ein gewisser Nachteil mit diesem Wechsel verbunden war. Aber Ihr Vortrag war nie langweilig, selbst wenn Sie mehrere Stunden hintereinander Vorlesung bei uns hatten, und Sie brachten immerhin das für uns Wesentlichste. Wir hatten Sie damals in Ihrer schlichten und natürlichen Art gerne, und dann sieht man auch über manches hinweg. So kann ich es eigentlich nicht glauben, daß das, was Sie damals in der Konfessionskunde über ganz entscheidende Unterschiede zwischen den großen christlichen Konfessionen lehrten (Katholizismus, Protestantismus: Luther, Calvin und Zwingli), und zwar bewußt und überzeugt aus katholischer Glaubenshaltung gegen das Einseitige

und Falsche bei den Reformatoren, nicht Ihr voller Ernst gewesen sein sollte.

Wie Sie damals in Ihren Ausführungen über Rechtfertigung, Erbsünde, Gnade und Verdienste, Willensfreiheit und Kirche immer wieder die Einseitigkeit Luthers und der anderen Reformatoren betonten und exegetisch zum Teil nachwiesen, auch daß sie ein falsches Seinsverständnis hatten; wie Sie den Satz Luthers „Die Schrift ist ihre eigene Auslegerin" darum ablehnten, weil durch ihn kirchliches Lehramt, Priesterweihe und Priestertum notwendig hinfällig würden; wie Sie den sogenannten „katholischen Materialismus" als im NT verankert zeigten und stets im Gegensatz zur Lehre der Protestanten für die katholische Lehre hervorhoben: „Das Ineinander und Miteinander von Göttlichem und Menschlichem, Unsichtbarem und Sichtbarem, Ewigem und Zeitlichem, weil durch die Menschwerdung des Logos Gott in diese Welt eingegangen ist" — dies alles wollte ich Ihnen in die Erinnerung zurückrufen, da ich — gleichfalls Konvertitin — tief betroffen bin von der Art, in der Sie heute von Ihrer Konversion sprechen, gerade weil ich Sie damals kannte. Wenn Sie in der Sendung in leichtem Plauderton sagten, Ihre Konversion sei nur so mehr „während des Studiums passiert" — sicher während eines ernsten evangelisch-theologischen Studiums —, so wirkte das in der Art so, wie man eben von irgendeinem Malheur spricht, das vorkam, aber nicht hätte passieren müssen. — Mag sein, daß es kein „Bruch" und kein „großes Ereignis" in Ihrem Leben war, aber wenn es nicht doch ein entscheidender „Einschnitt" und ein „großer Schritt" von Bedeutung gewesen wäre, eine echte Gewissensentscheidung, hätte kaum ein moralisch ausreichender Grund für eine Konversion bestanden, zumal bei einem Menschen mit Ihren theologischen Kenntnissen! — Aber ich glaube auch gar nicht, daß es so gewesen ist, wie Sie es in der Fernsehsendung darstellten, da Sie ja in unseren Vorlesungen die Lehrunterschiede zwischen der katholischen Kirche und den anderen christlichen Konfessionen als ganz wesentlich und entscheidend dargestellt und betont hatten. Es ist außerordentlich schade, daß sich Ihre Einstellung zur katholischen Kirche derart verkehrt hat, daß Sie imstande sind, von einer „miesen Kirche" zu sprechen, um es dann durch eine „Übersetzung ins Theologische", nämlich „sündige Kirche", ein wenig wieder zu retten. Auch daß die Kirche „ungefähr alles falsch gemacht hat, was man falsch machen kann", ist eine übertreibende und verallgemeinernde Redensart, die vielleicht irgendwelchen — berechtigten oder unberechtigten — Ressentiments entspringt. In Ihren kirchengeschichtlichen Vorlesungen 1955/56 jedenfalls sahen Sie das noch ganz anders, oder Sie wagten nicht zu sagen, was Sie dachten.

Und warum scheuen Sie sich eigentlich, nicht wenigstens zuzugeben, sich um Frömmigkeit zu bemühen? — Mehr kann man ja ohnehin nicht auf solche Frage antworten, aber man sollte m. E. auch dabei keine nichtssagenden Ausflüchte suchen.

Wenn ich das Ganze noch einmal bedenke, meine ich, wenn man sich in solche Experimente des Fernsehens einläßt und sich in solchem Ausmaß einer großen Öffentlichkeit aussetzt, müßte man einerseits ein wenig daraufhin geschult sein und vor allem ein Mensch sein, der auch sehr intime Fragen richtig ab- und aufzufangen versteht. Vielleicht waren für Sie manche Fragen zu intim, gerade die religiösen, so daß Sie sie aus einer inneren Abwehr heraus salopp abgetan haben, denn so wirkte es. Sie

haben sich da einer sehr persönlichen Zur-Schau-Stellung ausgesetzt, die — nicht nur im religiös-theologischen Teil — unsagbar schief und peinlich verlaufen ist, weil Sie dieser Anforderung in keiner Weise gewachsen waren.

Mit besten Grüßen
Ihre einstige „Schülerin"
Dr. Ursula Riemschneider

Wie ich mir den Gottesdienst wünsche

Umfrage bei 11- bis 12jährigen Realschülern

Von Theodor Kurrus

Im Arbeitsbuch zur Glaubensunterweisung „Glauben, Leben, Handeln" ist im Lehrstück 24 „Jesus hat den Vater verherrlicht" vom Priesteramt Jesu Christi die Rede (Seite 48/49). Um den elf- bis zwölfjährigen Realschülern eine Hausaufgabe zu stellen, ließ ich ihnen die Wahl unter den dort gestellten Fragen, ohne jede Anleitung. Die Ausarbeitung eines Aufsätzchens von einer Heftseite unter dem obigem Titel war also vollkommen spontan und unvorbereitet und auch nicht von den Kindern, die aus über einem Dutzend Gemeinden kommen, miteinander verabredet. Um so überraschender ist eine fast wörtliche Übereinstimmung nicht nur in der freigestellten Themenwahl, sondern auch in der Formulierung ihrer Wünsche betreffs des Gottesdienstes. Ich darf noch bemerken, daß die Heimatgemeinden der Kinder meist knapp unter tausend, einzelne etwas darüber, Einwohner zählen und der Klerus dieser Gemeinden allen Altersklassen und Richtungen angehört (Progressive, Konservative, Schönstätter usw.). Das erste, was die Kinder forderten, unisono, waren kürzere Predigten; ebenso oft wurde mehr Orgelspiel verlangt. Als nächstes wurden prächtige Gewänder, zum Teil mit gestickten Bildern (!), gewünscht und die Bußandacht mit allgemeiner Lossprechung. (Schon daraus ersieht man, daß der Religionslehrer, der diese Art Bußandachten ablehnt, unmöglich seine Schüler beeinflußt haben kann!) Hinsichtlich der Beatmusik herrschte keine Einmütigkeit: einige erwähnten sie überhaupt nicht, andere wünschten sie jeden Sonntag, wieder andere nur etwa viermal im Jahr. Soweit die Kinder.

Der nicht wenig verblüffte Religionslehrer, der seine Schüler von dieser Seite nicht kannte, stellte natürlich Frage auf Frage, bis ihm klar wurde, was die Kinder eigentlich wollen. Nehmen wir zuerst die Bußandacht mit allgemeiner Lossprechung: anders als bei Erwachsenen ist es nicht der Horror vor der Ohrenbeichte, sondern das lange Warten-Müssen, bis man an die Reihe kommt. Wer immer monatliche Schülerbeichten ansetzt, kennt den Kummer mit der Ungeduld und der dadurch bedingten Unandächtigkeit der Kinder. Schon lange vor dem Konzil forderten deshalb durchaus kirchentreue und dogmatisch versierte Seelsorger die allgemeine Beichte für Kinder. Auf meine Frage, ob es denn keine besonderen Beichttermine für Schüler gäbe, mußte ich hören, daß dies nicht überall der Fall ist und daß größere und ältere Pönitenten den jüngeren den Vortritt

nicht einräumen, auch wenn sie an der Reihe sind. Es sind also keine eigentlichen Einwände gegen die Ohrenbeichte.

Am auffallendsten ist die Kritik an der Länge der Predigt und an der sparsamen Verwendung der Orgel — nur ein Kind schrieb: „zuwenig Lieder" —; beide Vorwürfe richten sich wohl — indirekt — gegen die neue Liturgie, die in ihren Heimatpfarreien ausnahmslos eingeführt ist. In zwei Fällen war es tatsächlich die Dauer der allsonntäglichen sehr länglichen Predigt, in den anderen Fällen ist es möglich, daß sich die Kritik auf die heute gebräuchlichen Einleitungen und Kommentare an den dafür im neuen Ritus vorgesehenen Stellen bezieht. „Unser Pfarrer predigt jetzt viermal während der Messe", bemerkte einmal ein Bauer im Gespräch beim Hochzeitsessen. Schon nach der ersten Reform auf Grund der Konzilskonstitution über die Liturgie, 1965, war es doch in vielen Kirchen so, daß der Priester — als einziger Liturge, ohne Lektor — vom damaligen Staffelgebet angefangen bis zu den Fürbitten nach dem Credo, immer am selben Lesepult stehend, alles rezitierte. Damals schon jagte mir diese, von den Konzilsvätern sicher nicht gewollte, Möglichkeit zur Dauerrede einen nicht gelinden Schrecken ein; plötzlich begriff ich, wie in der Reformation der protestantische Gottesdienst, der zwischen Kanzel- und Altardienst unterscheidet, den katholischen so schnell ablösen konnte. Der neue Ordo stellt an den Liturgen wie an den Organisten hohe Anforderungen. Erschwerend kommt hinzu, daß der Geistliche, der mehrere Pfarreien versehen muß, keine Zeit hat, die Gottesdienste vorzubereiten und die passenden Lieder aufzuschreiben; der Organist dagegen, oft ein Dilettant, liturgisch ungeschult, ist bei der traditionellen Entfernung zwischen Altarraum und Orgelempore zu sehr abseits, um so mit dem Liturgen zusammenzuwirken, daß auch einmal etwas improvisiert werden könnte, ohne daß es die Gemeinde merkt. Ich brauche diese fehlenden technischen Voraussetzungen für die neue Liturgie nicht weiter auszuführen; sie sind zu bekannt. Allein aus diesem Grund hätte man sich die Liturgiereform anders vorgestellt, weil sie an den realen Möglichkeiten vieler Gemeinden vorbeizielt. Es bleibt noch der Wunsch der Kinder nach „prunkvollen" oder „prächtigen" Gewändern. Welche Ohrfeige für die moderne Paramentik! Da ich dies zunächst nicht glauben konnte, ließ ich mir bestätigen, daß es tatsächlich die Kaseln mit eingestickten Bildern — also wie um die Jahrhundertwende modern — sind, welche den Kindern mehr gefallen als abstrakt strukturierte Gewebe, ganz gleich von welcher Farbe.

Neue Formen des Gottesdienstes

Schwäbisch Gmünd (-bef-).

Schon seit einiger Zeit experimentieren Jugendliche der Münsterpfarrei mit neuen Formen des Gottesdienstes, versuchen, aus der starren Form festgelegter Ritualien auszubrechen und die Gläubigen in der Kirche durch die Konfrontation mit Problemen unserer Zeit zur Besinnung auf ihre ursprünglichen Pflichten als Christen anzuregen. Am Sonntag wurde in der Abendmesse im

Heilig-Kreuz-Münster wieder ein solch ungewöhnlicher Gottesdienst gestaltet und in einer anschließenden Diskussion Gelegenheit zur Aussprache gegeben. Das Thema hieß „Freu dich, wenn du kannst" oder „Wer sorgt für mich?".

Die Verantwortung für diesen Gottesdienst hatte Kaplan Julio Gonzáles, als gebürtiger Spanier „Gastarbeiter" in der Münsterpfarrei, übernommen. Die Textgestaltung lag in den Händen von Ludwig Wamsler und Elke Lang, die musikalische Leitung hatte Walter Beck, der übrigens einige Songs selbst vertonte und die Arrangements lieferte.

Ein Erfolg des Jugendgottesdienstes zeigte sich schon vor dem Beginn: Die Kirche war restlos gefüllt, unter den Besuchern auch sehr viele ältere Menschen. Mit eindrucksvollen Lichtbildern wurde die Wirkung der Texte verstärkt.

Eine Band, bestehend aus Gitarre, Baß, Trompete, Saxophon, Schlagzeug, Flöte und elektronischer Orgel besorgte die musikalische Untermalung, die weniger auf Unterhaltung der Gottesdienstbesucher abgestimmt war, sondern vielmehr die Texte zu tragen hatte. Und diese waren zum Teil recht provozierend. So wurde ein Psalm aus dem Gesangbuch umgetextet, statt „Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir mangeln", hieß es nun „Mein Herr ist die Technik" oder „Mein Herr ist der Geschäftssinn" oder aber „Mein Herr ist die ständige Benachteiligung".

Angesprochen wurden in erster Linie zwischenmenschliche Beziehungen aus allen Bereichen des Lebens und von allen Altersstufen; die Schwierigkeiten von Mann und Frau, der Kinder, alter Menschen. Mit Sätzen wie „Eine alte Mutter ist sehr nützlich, wenn du kleine Kinder hast und ausgehen willst, eine alte Mutter ist sehr lästig, wenn du keine Kinder hast und ausgehen willst ... Bei Bedarf steck sie in ein Altersheim, wenn sie dich stört" wurden mit radikaler Konsequenz der Egoismus und die fehlende Nächstenliebe unserer Zeit angeprangert. Ein Gedicht von Bertolt Brecht trug ein weiteres dazu bei, daß mancher schockiert war und sich provoziert fühlte.

Doch dies war, das kam in der anschließenden Diskussion klar zum Ausdruck, die Absicht der Gestalter dieses ungewöhnlichen Gottesdienstes, der nicht nur von der „konservativen" Form, sondern auch von der inzwischen schon durchaus üblichen „Jazzmesse" abwich. Es genügt nicht, sonntags in die Kirche zu gehen und sich berieseln zu lassen, man muß auch im Gottesdienst mit Problemen konfrontiert werden, um seine Aufgabe als Christ zu erkennen. Zwar fehlte in diesem Gottesdienst der gesellschaftliche Bezug der angesprochenen Problemstellungen, doch wurde in der Diskussion herausgestellt, daß das Wohl des einzelnen nur in Verbindung mit der politischen und gesellschaftlichen Situation zu verbessern sei. Deshalb sei es die Pflicht des Christentums, auch sozial aktiv zu sein.

Es wurde bemängelt, daß in dem Gottesdienst keine Lösungsvorschläge gemacht worden seien. Doch zweifellos ist in einer Anklage schon enthalten, wie man etwas anders machen könnte. Ein ernstgenommenes Christentum, ein Leben nach dem Vorbild Christi, der übrigens für seine Zeit außerordentlich provozierend war, würde viele Probleme lösen.

Aus „Gmünder Tagespost"
Nr. 122 vom 30. Mai 1972

Unter diesem Artikel veröffentlicht die „Gmünder Tagespost" folgenden Leserbrief:

„Wir waren begeistert"

Wir waren begeistert von der letzten Abendmesse am 28. Mai im Münster. Die Musik gefiel uns sehr, die Band

war wirklich toll. Auch der Text war viel verständlicher, man mußte darüber nachdenken. Sehr interessant waren auch die Lichtbilder. Wir fanden: Es war überhaupt eine gute Idee, so eine Messe zu halten. Wir würden uns wünschen, daß wenigstens jeden Monat so eine Messe gehalten werden könnte.

H. u. B. Stephan, 9 u. 10 Jahre

Unsicherheit im Kirchenbau

Diözesanbaumeister und Baureferenten tagten in Mainz

„Kein erfreuliches Bild bietet sich für den, der sich Gedanken über die geltenden Bestimmungen im Kirchenbau und in der Ausstattung macht." Zu diesem Ergebnis kam der Aachener Domkapitular Dr. Erich Stephany bei einem öffentlichen Vortrag während der Tagung der Diözesanbaumeister und Baureferenten der Bistümer in Mainz.

Mindestens 14 Dokumente hätten sich nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil in den letzten zehn Jahren mit den Fragen des Kirchenbaus beschäftigt, sagte Stephany. Zum Teil widersprächen sie sich in wesentlichen Fragen, obwohl sie kurz hintereinander publiziert worden seien. Trotz dieser Vielzahl von Dokumenten gebe es daher keine festen Orientierungspunkte und keine Richtlinien. Die Folge seien „heillose Verwirrung", „Unsicherheit", ja sogar „Willkür" im Bau von Räumen und in der Gestaltung von Geräten für den Gottesdienst. Heftig beklagte Stephany die deutschen Übersetzungen der neuen liturgischen Texte in „Studienausgaben", in denen klare lateinische Begriffe in „verwaschenen deutschen Formulierungen" erschienen. Die Beauftragung der regionalen Bischofskonferenzen mit der Regelung liturgischer Fragen sei zwar an sich gut gewesen, da aber das Wort der Bischöfe heute nicht mehr gelte, gebe es keine Ordnung. Da die Bischöfe resignierten und ihre Autorität nicht mehr gebrauchten, müsse man von einer „Chaotisierung der Liturgie" sprechen.

Einige Hoffnung setzte Stephany auf ein Arbeitspapier, das der „Kunstkreis" im Zentralkomitee der deutschen Katholiken am 22. März 1972 verabschiedet habe und hinter dem nicht nur etliche christlich engagierte Künstlerkreise, sondern auch bedeutende Theologen stünden. Dieses Papier wolle mithelfen, daß die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik die Rolle der Kunst als „ungeliebtes und verachtetes Stiefkind" in der gegenwärtigen Situation der Kirche ändere. In diesem Arbeitspapier werde der Mysteriencharakter der Liturgie betont, der eine „geprägte und bindende Form" nötig mache. Bei aller nötigen Freiheit dürfen die Grenzen zwischen „profan" und „sakral" nicht verwischt oder aufgehoben werden. Feste Regeln würden in diesem Papier für die Gestaltung von Altar, Tabernakel, Ambo, Priestersitz und Taufort gewünscht. Freiheit dürfe nicht dazu mißbraucht werden, das Wesentliche des Christlichen zu verstellen oder die Würde der Liturgie zu trüben, heißt es in dem Papier weiter. In der Liturgie sollten Zeichen und Symbole für überirdische Wirklichkeiten gesetzt werden. KNA

Aus der Zeitung „Volksblatt" vom 30. Mai 1972

Die diesjährige UNA VOCE-Tagung in Düsseldorf

Die Tagung vom 17. Juni 1972 in Düsseldorf wurde von manchen Teilnehmern als die bisher eindrucksvollste Veranstaltung dieser Art bezeichnet. Schon das Hochamt in der Gerresheimer Stiftskirche[1], das als lateinisches Choralamt gefeiert wurde, war für manchen Besucher, der diese Gottesdienstform lange entbehren mußte, ein bewegendes Erlebnis. Gymnasialpfarrer Joachim Zimmermann zelebrierte die hl. Messe nach dem alten Ordo, Kantor Heinz Odenthal trug mit seiner Choralschola — wie immer mit hoher Kultur — das Proprium der Votivmesse zur Mutter Gottes „Salve sancta Parens" vor, und die Gläubigen im Kirchenschiff sangen im Wechsel mit den Vorsängern das gregorianische Ordinarium. Nach der Messe wurde die Litanei zum heiligsten Herzen Jesu gebetet und der sakramentale Segen erteilt; der Gottesdienst schloß mit dem gemeinsam gesungenen „Salve Regina".

In den schönen Räumen der Pfarrei eröffnete Heinrich Schlicher, der erste Vorsitzende von UNA VOCE DEUTSCHLAND, die eigentliche Tagung mit der Begrüßung und einer kurzen Schilderung der Situation in Staat und Kirche, die uns wenig günstige Voraussetzungen bietet für unsere Arbeit. Er meinte, daß es gerade in der heutigen Gesellschaft, die der Auflösung entgegentreibt und von gottlosen Kräften beherrscht wird, wünschenswert gewesen wäre, in einer gefestigten Kirche Trost und Halt zu finden. Aber auch „in der Kirche herrscht Durcheinander, dort prasselt nun schon seit Jahren eine Flut von Reformen und Neuerungen auf das Kirchenvolk herab, dort höhlen Räte die Stellung der Bischöfe und den Primat des Hl. Vaters aus, dort wird eine schweigende Mehrheit von einer aggressiven Minderheit majorisiert, dort ersetzt man Kult durch Betriebsamkeit, dort werden Sakramente und Dogmen umfunktioniert, dort werden die Gläubigen mit Begriffen wie Dialog, Pluralität, Demokratisierung sowie mit fragwürdigen Theologien verunsichert. — Wer kann noch übersehen, was in Synoden und Ausschüssen beschlossen und was von Berufenen und Unberufenen geschrieben und interpretiert wird? Wer vermag noch seinen Standpunkt klar zu erkennen? Wer kann sich noch einen untrügerischen Blick für Echtes und Falsches bewahren? Wer findet sich noch zurecht in diesen Irrungen und Wirrungen, die von der Pfarrebene bis in die Umgebung des Hl. Vaters reichen?" Er führte weiter aus, wie unsere Arbeit, die ein Bemühen um die Bewahrung des ungebrochenen Glaubens und um die Pflege der gewachsenen Formen des Gottesdienstes darstellt, von gewissen Leuten als Extremismus geschmäht und als Sektierertum verketzert wird. An-

[1] Es dürfte in diesem Zusammenhang interessieren, daß der Ort Gerresheim seinen Ausgang genommen hat von einem 870 gegründeten Kloster der Benediktinerinnen. Die heute bestehende Kirche ist ein spätromanischer Bau (1236 geweiht), der eine reiche Ausstattung aufweist, u. a. eine schöne Muttergottes aus dem 15. Jahrh. und eines der größten und bedeutendsten Kruzifixe der christlichen Kunst. Wolfgang Braunfels schreibt in dem 1. Band der Reihe „Das christliche Deutschland" über dieses Kreuz: „Das 2 m hohe Werk wurde um 970 wohl von Erzbischof Gero gestiftet. Zusammen mit dem Kölner Gerokruzifix, ja ihm vorausgehend, ist er der älteste monumentale Kruzifixus der Kunstgeschichte. Antike plastische Kraft lebt in ihm noch nach und verbindet sich mit der strengen und ernsten Glaubenshaltung der frühen ottonischen Kunst. ... In einer Geschichte der deutschen Skulptur im engeren Sinne müßte er auf der ersten Seite stehen."

dererseits erhalten wir auch immer wieder Zustimmungserklärungen von Bischöfen und Priestern und engagierten Gläubigen; und die wachsende Zahl der Abonnenten ist ebenfalls ein Zeichen der Hoffnung und ein Beweis, daß wir mit unserer Thematik, dem Entsakralisierungsprozeß auf liturgischen Gebiet entgegenzutreten, auf immer größeres Verständnis stoßen.

Herr Schlicher nannte dann einige Namen aus dem Personenkreis, der sich besonders aktiv in unserer Bewegung betätigt und sprach seinen Dank aus. In diesem Bericht soll nur Dr. Rudolf Gewaltig (Kalkar) genannt sein. Während alle anderen Namen infolge der Art ihres Wirkens in der UNA-VOCE-KORRESPONDENZ hin und wieder aufscheinen, leistet er in völliger Anonymität enorme organisatorische Arbeit. Ihm ist vor allem die Verdoppelung der Bezieherzahl unserer Zeitschrift im Laufe des Jahres 1971 zu danken.

Herr Schlicher stellte den neuen Kassenwart von UNA VOCE vor, Herrn Josef Poeth aus Krefeld, der durch seine Kenntnisse als Bankfachmann die nötigen Voraussetzungen für eine gute Buchführung besitzt. An dieser Stelle sei Herrn Schlicher selbst herzlich für seine eigene Tätigkeit auf diesem Gebiete gedankt; er hat bis zur gesundheitlichen Erschöpfung diese undankbare Aufgabe in den letzten beiden Jahren bewältigt. Ohne seinen selbstlosen Einsatz wäre die aufwendige Drucklegung der Korrespondenz, die ja in einem größeren Umfang erscheint, als ursprünglich disponiert war, nicht möglich gewesen.

Die Reihe der Referate eröffnete dann Prälat Prof. Dr. Gerhard Fittkau, Essen, mit seinem Vortrag „Die Vorgänge in Roermond". Fittkau gilt als der Experte für die Kirche in Holland, der aus eigener Anschauung und durch das regelmäßige Studium der dort erscheinenden Publikationen ausgezeichnet informiert ist. Sein Vortrag erhielt Leben und Farbe durch den Einbezug der jüngsten Zeitungsberichte aus Roermond, die den Aufstand eines Teils der Priester gegen den Bischof Gijsen erschreckend dartun. Die Aktualität und Bereicherung des Berichtes durch unmittelbare Übersetzung von Pressenotizen lassen eine nachträgliche wörtliche Wiedergabe des Referates in unserer Korrespondenz an Hand des Tonbandes allerdings problematisch erscheinen. Seine Ausführungen lösten eine spontane Reaktion aus: Von der Tagung wurde dem neuen Bischof von Roermond ein Telegramm geschickt, in dem die Sympathie für seinen Kampf zum Ausdruck kam.

Anschließend sprach Prof. Dr. Georg May, Mainz, über „Die Kirchenmusik nach dem 2. Vatikanischen Konzil". Eine Zusammenfassung seiner Ausführungen findet sich in der vorliegenden Korrespondenz (S. 175). Prof. May ist, wie Heinrich Schlicher in seiner Begrüssung sagte, schon beinahe eine Symbolfigur des Widerstandes gegen Auflösungserscheinungen in der augenblicklichen Kirchenkrise, und der brausende Beifall der Anwesenden mag ihm ein kleiner Trost gewesen sein für die vielen Diffamierungen, denen er in der letzten Zeit wegen seiner eindeutigen Stellungnahmen ausgesetzt war.

Nach der Mittagspause sprach Hofrat Dr. Walter Schwarzer, Innsbruck, Präsident der UNA VOCE AUSTRIA, Grußworte im Namen der österreichischen UNA VOCE und gab einen kurzen Bericht über die Lage in seinem Land, der einen ausgesprochen optimistischen Charakter hatte. Ihm schloß sich Herr Gaston Gauer, Straßburg, als Delegierter der französischen UNA VOCE an. In diesem Zusammenhang

sei auch ein Telegramm samt Blumenstrauß der schottischen UNA VOCE erwähnt, in denen die Verbundenheit zum Ausdruck kam.

Das folgende Referat von Gymnasialpfarrer Joachim Zimmermann „Weitere Auflösung der liturgischen Ordnung" haben wir in der Substanz schon im letzten Heft der UVK unter dem Titel „Ein Wendepunkt in der Liturgiereform?" (vgl. UVK 2/3, S. 113 f.) gebracht.

Rev. Robert A. Skeris, Milwaukee, Generalsekretär der Church Music, Association of America, sprach über das Thema „Zur liturgischen Entwicklung in den USA". Seine Ausführungen finden Sie auf Seite 179 dieses Heftes.

Der darauf folgende Vortrag von Prof. Dr. Wigand Siebel, Saarbrücken, „Das Opfer in der neuen Liturgie", der eine interessante Diskussion mit Prof. Dr. Joh. Overath auslöste, wird demnächst wahrscheinlich in erweiterter Form als Sonderdruck in unserer Schriftenreihe erscheinen.

Das abschließende Referat des Präsidenten der Internationalen Föderation UNA VOCE, Dr. Eric M. de Saventhem, Clarens/Schweiz, wird man im nächsten Heft der Korrespondenz nachlesen können.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Teilnehmer oft weite Anfahrtswege nicht gescheut hatten (Amsterdam, Bremen, Celle, Berlin, Nürnberg, Regensburg, München, Rößlberg/Ammersee — um nur einige Orte zu nennen). Es wurde die Anregung ausgesprochen, eine Tagung einmal in den süddeutschen Raum zu verlegen. Die organisatorischen Schwierigkeiten dürften aber nicht leicht zu bewältigen sein.

Abschließend soll allen Beteiligten — vor allem auch den Referenten — herzlich gedankt sein. Pfarrer Zimmermann, der für die organisatorische Vorbereitung, und seine Haushälterin, Fräulein Agatha Ruhl, die mit einigen Helferinnen für das leibliche Wohl der Tagungsteilnehmer sorgten, seien besonders hervorgehoben. A. T.

Resolution der Schweizer UNA VOCE

Anläßlich ihrer Generalversammlung vom 11. Juni 1972 verabschiedete die UNA VOCE HELVETICA in Zürich folgende Resolution:

Als Sprecherin all jener schweizerischen Katholiken, die ihre tiefe Besorgnis über die fortschreitende Zerstörung des Glaubens und der Ordnung in der Kirche nicht zu Gehör bringen können, stellt die UNA VOCE HELVETICA fest:

1. Die seit Jahren praktizierte Politik des geringsten Widerstandes gegenüber liturgischen Eigenmächtigkeiten und blanker Willkür — und wiederholt deren nachträgliche Legalisierung trotz entgegenstehender Bestimmungen des Hl. Stuhls — hat entscheidend zur Aushöhlung der bischöflichen Autorität beigetragen.
2. Die furchtsame oder hilflose Duldung eines immer anmaßender auftretenden, inzwischen vielfach eindeutig heterodoxen Para-Magisteriums an Hochschulen, Akademien, Seminarien sowie in der Buch- und

Wort-Pastoral hat die Glaubenseinheit der katholischen Kirche auch in der Schweiz auf das schwerste kompromittiert und die rasche Zunahme destruktiver Sub-Gruppen gefördert.

3. Infolge der systematischen Mißachtung päpstlicher Weisungen im Bereich der Lehre und der Liturgie trägt der schweizerische Katholizismus schon jetzt vielfach die Züge einer „Los von Rom"-Bewegung.

Angesichts dieser gefährlichen Entwicklung fordert die UNA VOCE HELVETICA:

1. Die Wiederherstellung funktionsfähiger hierarchischer Strukturen gemäß der apostolischen Überlieferung und in Übereinstimmung mit den Dekreten des Konzils, unter Abbau bzw. personeller Neubesetzung übermächtig gewordener Parallel-Instanzen.
2. Den wirkungsvollen Einsatz der bischöflichen Autorität zum Schutz des Glaubens, der Sitte und der kirchlichen Disziplin, in echter Gemeinschaft („communio") mit dem Hl. Stuhl.
3. Die sofortige Unterbindung aller liturgischen und kirchenbaulichen Experimente, die der allgemeinen Glaubensunsicherheit Vorschub leisten können.
4. Im Sinne echter Vielfalt liturgischer Praxis: eine programmatische Restauration der lateinischen Liturgie gemäß den Richtlinien der Apostolischen Konstitution „Veterum Sapientia" von Papst Johannes XIII. im allgemeinen sowie die ausdrückliche Bestätigung des vom Hl. Papst Pius V. promulgierten „Ordo Missae" als einer allzeit rechtmäßigen Form der Zelebration der Hl. Messe im besonderen.
5. Die Förderung wahrer eucharistischer Frömmigkeit und Verehrung im Sinne der Ansprachen des Hl. Vaters vom 1. März und 31. Mai dieses Jahres, unter Einsatz und dem persönlichen Beispiel der Bischöfe.
6. Die aktive Wiederbelebung des gregorianischen Chorals in den Seminarien, Ordenshäusern und im Gottesdienst der Gemeinden, entsprechend den bekannten Bestimmungen der Liturgiekonstitution.

Es ist die unbeirrbare Hoffnung der UNA VOCE HELVETICA, daß die schweizerischen Bischöfe bei der Prüfung und Verwirklichung dieser Forderungen auf das „sentire cum ecclesia" des Kirchenvolkes vertrauen und zurückgreifen werden.

Liturgie und Glaube der Gegenwart
zum ersten Sammelband der Schriftenreihe UNA VOCE

Von Josef Auda

Die folgende Besprechung unseres Sammelbandes erschien am 7./8. Juli 1972 in der „Deutschen Tagespost". Wir möchten die Leser unserer Korrespondenz nochmals zum Bezug dieses Buches anregen. Die neueren Bezieher kennen die Sonderdrucke nicht, und die Abonnenten, die die Hefte im Laufe der letzten Jahre einzeln erhalten haben, könnten sie an Interessierte

weiterleiten oder -schenken. Der Band ist mit 10 DM (zuzüglich Porto- und Versandkosten) zudem außerordentlich preiswert.

Um die Hefte 1 bis 7 der Schriftenreihe Una Voce - Deutschland leichter der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, sind sie nunmehr in einem Sammelband zusammengefaßt worden und können bezogen werden durch Una Voce - Deutschland, 4 Düsseldorf-Gerresheim, Postfach 207. Am meisten Beachtung fand wohl das Heft von Prof. Dr. G. May, „Die sogenannte Handkommunion". Ein Beitrag zur Praxis der kirchlichen Rechtsetzung in der Gegenwart. Dieser Artikel erlebte vier Auflagen und ist jetzt nochmals mit dem in Nr. 6 der Una-Voce-Korrespondenz veröffentlichten Nachtrag von einem Schweizer Verlag übernommen worden. Die Arbeit Mays eruiert mit gewissenhaftem Fleiß aus den zugänglichen Quellen, wie auf fragwürdige und zum Teil beschämende Weise dieser Austeilungsmodus von einer Basisminorität über einen einflußreichen Vertreter des deutschen Episkopats dem Heiligen Stuhl abgenötigt wurde, nachdem eine päpstliche Instruktion schon druckreif war, um nach erfolgter Intervention „korrigiert" zu werden. Ein Kapitel unrühmlicher Liturgiegeschichte, wenn man die ergänzenden Bemerkungen Mays in seinem Nachtrag dazuliest, der in Nr. 6 der Una-Voce-Korrespondenz abgedruckt ist. Der nämliche Autor ist im gleichen Bande mit einer Arbeit vertreten: „Die Prinzipien der jüngsten kirchlichen Gesetzgebung über die Aufbewahrung und die Verehrung der heiligen Eucharistie". Eine etwas abstrakte und vielleicht doch nur einen kleinen Teil von Fachleuten interessierende Arbeit. Schließlich wartet der Mainzer Kanonist noch mit einem Beitrag auf: „Der Gebrauch der Volkssprache in der Liturgie". Hier wird die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums durchforstet und aufgewiesen, wie wenig die Reformkreise in der Liturgie sich um Anwendung dieser Konzilskonstitution nach Geist und Wortlaut kümmerten, wenn ihre Basisvorstellung damit nicht in Einklang zu bringen war. Die Wissenschaft hat ein reiches Feld der Bearbeitung vor sich, um an Hand der einschlägigen Dokumente die wahre Absicht der „Reformer" ins Relief zu heben.

Mit innerer Ergriffenheit liest man in diesem Sammelband auf den Seiten 39 bis 65 die „Gedanken eines Konvertiten über die Kirche" von Rudolf Fischer, die er in Form eines Briefes einem österreichischen Benediktiner vorgelegt hatte. Die desolate Verfassung dieses inzwischen, wie ich höre, verstorbenen Senatspräsidenten über die schrecklicher als Michelangelos Pieta verstümmelte Kirche, die in diesem Brief sich ausklagende innere Not eines Konvertiten, der nach Hilfe in seiner Glaubensbedrängnis schreit, und die Überzeugung eines Mannes und engagierten Christen, „als manifestiere sich auch in der Kirche der das Massenzeitalter charakterisierende, lediglich von Abstraktionen, Platitüden und Klischees lebende Common sense — als gebe es auch hier kein echtes Gespräch mehr", müßten die zuständigen Stellen veranlassen, von ihrer Aposkopie zur Episkopie zurückzukehren und tatkräftige Konsequenzen zu ziehen. Man lese auch in diesem Sammelband die „Kurze kritische Untersuchung des neuen ‚Ordo Missae'", Joh. Overaths „Sinn und Würde der Musica Sacra", eine den Kirchenmusiker besonders angehende Auseinandersetzung, und nicht zuletzt den Beitrag von Hugh Ross Williamson: „Rückgriff auf Cranmer?" Der 1955 konvertierte Verfasser ist ein Mann von Namen mit

internationalem Klang in der englischen Kirchengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Sein Mißtrauen gegenüber Änderungen in der Liturgie ist fundiert. Was hier in seinem Lande schon einmal unter Omnipotenz des Erzbischofs von Canterbury erfolgte, Thomas Cranmer, eine Liturgiereform mit der Konsequenz einer negativen Umprägung des religiösen Lebens, wäre für die Gegenwart ernsthaft zu bedenken. Die Sammlung der sieben Beiträge in vorliegendem Band ist ein dankenswertes Unternehmen.

An die Bezieher der Korrespondenz

Josef Poeth, unser neuer Kassenwart, bittet um Veröffentlichung folgender Notiz:

Nur durch den zusätzlichen Beitrag hochherziger Spender konnten wir bis jetzt unsere UNA-VOCE-KORRESPONDENZ zum Jahresabonnementspreis von DM 15,— anbieten.

Herzlich danken möchten wir an dieser Stelle allen Beziehern, die mit ihren selbstlosen Zuwendungen über den Bezugspreis hinaus unsere Arbeit wesentlich unterstützt haben. Ihre Spenden sind für uns ein Zeichen der Verbundenheit und der Zustimmung. Auch gaben uns die bisher eingegangenen Spenden die Mittel, Ordensgeistlichen und anderen minderbemittelten, aber engagierten Katholiken unsere Una-Voce-Korrespondenz kostenlos zu liefern, sowie die Kosten von Werbeaktionen zu bestreiten.

Besonders danken möchten wir auch jenen Beziehern, die bereits mehrere Jahre hindurch treu zu uns gestanden haben — trotz der scheinbaren Aussichtslosigkeit unseres Kampfes.

Nicht verschweigen können wir aber, daß die zu erwartende Verteuerung des Drucks unserer Schriften sowie die Erhöhung der Versandkosten (Porto) uns Sorge bereiten.

Helfen Sie uns bitte weiterhin in unserem Bemühen, den mäßigen Bezugspreis von DM 15,— so lange wie eben möglich zu halten!

Bekanntlich wird unsere gesamte Arbeit ehrenamtlich geleistet. Dürfen wir Sie bitten, zwecks Vermeidung unnötiger Arbeit (Rückfragen usw.) wie auch zur Einsparung von Portokosten folgendes zu beachten:

Zahlungen für den Bezug von Broschüren und Sonderdrucken nur an Postscheckkonto 405 55 Essen; Zahlungen von Abonnements und Spenden nur an Postscheckkonto 1933 20 Essen.

Zahlungen auf das letztere Konto ohne Angabe der Verwendung werden zunächst als Abonnementsgeld, sonst aber als Spende angesehen. Bei Überweisung von Spenden in Höhe von DM 50,— und mehr erfolgt eine Zusendung der Spendenbescheinigung für das Finanzamt. Bei niedrigeren Beträgen wird diese Bescheinigung nur auf besonderen Wunsch zugesandt.

Anschriften der Autoren der Originalbeiträge:

Prof. Dr. P. J. Erbes, zu erreichen über UNA VOCE HELVETICA, CH 8023 Zürich, Postfach 2120;

Pfarrer Dr. theol. Theodor Kurrus, 7801 Tunsel über Freiburg/Brg.;

Geist. OSTR. Ulrich Lange, 509 Leverkusen 5, Lortzingstr. 5;

Prof. Dr. Georg May, 6501 Budenheim, Fränzenbergstr. 14;

Dr. Ursula Riemschneider, 4 Düsseldorf, Bonzenbergstr. 5;

Pfarrer Dr. Bernhard Scherer, 4791 Westerloh-Lippling üb. Paderborn;

Dr. Andreas Schönberger, 663 Saarlouis-Lisdorf, Reneauldstr. 58;

Rev. Robert A. Skeris, De Sales Prep. Seminary, Milwaukee, Wisconsin 53207 U.S.A., z. Z. D 5 Köln 41, Gleueler straße 365, Kloster zur hl. Elisabeth;

Gymnasialpfarrer Joachim Zimmermann, 4 Düsseldorf-Gerresheim, Gräulinger Str. 38.